

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hefst 10, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 15. Mai 1899. ←

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Alter Haß.

Novelle von Emma Merk.

Srau Bertha Wildner war schon einige Male in der einsamen Straße auf und ab gegangen; ungeduldig blieb sie auf die Uhr. Nun mußte ihre Else doch endlich von dem Lawn-Tennis-Platz zurückkommen. Es sollte ja aussuchen, als wäre sie der Tochter halb zufällig begegnet, nur eben in der Richtung spazieren gewesen. Else hatte das erste Mal etwas verlegen gesagt: „Ah Mama, keines von den anderen Mädchern wird abgeholt. Es macht sich ganz komisch, wenn ich nicht den kurzen Weg allein gehen darf.“

Mit dem englischen Spiel war auch die freiere englische Sitte eingeführt worden, daß die jungen Leute sich ohne müterliche Aufsicht auf dem Wiesenplatz in der Vorstadt einfanden und dann zusammen bis an die Pferdebahn in der Ludwigstraße zurückgingen. Bertha hatte ja auch im Grunde nichts dagegen. Der kleine Kreis von Herren und Damen war von der Generalin Deden zusammengestellt worden, die ihren eigenen beiden Töchtern die Gelegenheit zu dem gesunden Bewegungsspiel verschaffen wollte; lauter wohlzogene, junge Menschenfinder aus den besten Familien, in deren Gesellschaft sie ihre Else wohlgeborgen wußte. Es war ihr nur ein so großes Opfer, daß Kind einen ganzen Nachmittag entbehren zu müssen!

Sie lebte in behaglichen Verhältnissen und hatte einen Überfluß an Zeit, der manchmal recht schwer auf ihr lastete. Arbeit und Geldsorgen waren ihr immer erspart geblieben; einen um so breiteren Raum nahm deshalb in ihrem Dasein ihr innerliches Erleben ein, um so eingehender und ausschließlicher konnte sie ihre Gefühle, ihre Empfindungen, ihre Erinnerungen hegen und belauschen. Ihr Herzenschicksal hatte sich nicht so glücklich gestaltet wie ihre äußerer Verhältnisse. Eine leidenschaftliche, heißglühende Seele und eine Liebe, die mit einer großen Enttäuschung endete, — das war der Fluch ihrer Jugend gewesen. So tief hatten jene Schmerzen sie durchwühlt, so brennend waren die Thränen, die sie geweint, daß sie auch jetzt, nach all den Jahren, als reife Frau mit grauem Scheitel nicht über jene alten Qualen zu lächeln vermochte hätte.

Wund und matt, zermürbt und verbittert, hatte sie später einem älteren Manne die Hand gereicht, der das ernste Mädchen mit dem todtraurigen Blick in den schönen, dunkeln Augen mit seiner fast väterlichen Güte zu gewinnen gewußt. Allmählich hatte seine treue Liebe über ihre düsteren Erinnerungen gesiegt; auch in ihr war ein warmes Gefühl für ihn erwacht, das zum ersten Male einen vollen Sonnenglanz über ihr Leben breitete. Aber kaum hatte ihre wunde Seele Frieden gefunden, als ihr Glück wieder zerbrach. Ihr Gatte starb und ließ sie mit dreißig Jahren allein mit ihrem kleinen

Mädchen, das die Thränen der Mutter nicht begriff und doch zärtlich und liebevoll mit den kleinen Patschhändchen deren nasse Wangen streichelte. Kein Wunder, daß das süße Geschöpfchen für die Einsame der Lebens-Inhalt, die lezte und heißeste Liebe, ein Abgott geworden war. Sie hätte einige Male Gelegenheit gehabt, sich wieder zu verheirathen. Aber sie wies jede Annäherung mit

schroffer Entrüstung zurück, als wollte man ihr armes Kind berauben, ihrem Elschen ein grausames Unrecht zufügen. Auch das Muttergefühl steigerte sich in ihrem Herzen zu einer stürmischen Leidenschaft. Und nun, seit Else zu einem schönen, großen Mädchen herangeblüht war, grübelte sie auch noch mit beständiger Spannung über die große Frage: Wie würde das Schicksal der Tochter



Rosenkranzbeten zu Ehren des heiligen Rochus in Tirol.
Nach dem Gemälde von A. Lüben. — Siehe Seite 80.

sich gestalten? Für ihr Kind konnte sie wieder träumen von einem großen, nie dagewesenen, wunderbaren Glück.

Bertha's Augen leuchteten auf. Am Ende der einsamen Straße erblickte sie schon die schlanken Gestalten, die rothen Sonnenschirme, die hellen Kleider. Paarweise kamen sie in einem ganzen Zug heran: die Herren im Sports-Kostüm, die Damen mit losen Blusen, alle mit weißen Mützen, mit dem Raquet in der Hand. Die bunten Farben, die rasche, flotte Bewegung, alle die jugendlichen Erscheinungen, — es wirkte lustig in dem Sonnenchein, der zwischen dem rothen Herbstlaub der Gärten auf die Straße fiel. Nun erkannte sie auch das Blondhaar der Tochter, das beim Laufen fleis in Unordnung geriet und das ihr nun wie ein goldiger Schein um das rosig erhöhte Gesicht flatterte. Sie winkte mit dem Sonnenschirm und ging unwillkürlich rascher. Aber plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen, von einem jähren Schrecken erschützt. Ihre Augen wurden finster. Sah sie denn Geisterner am hellen Tag? Dieser junge Mann, der neben ihrer Tochter ging! Mit dem ihre Else so vergnügt plauderte und lachte!

Unverwandt mustete sie ihn anstarren, als nun die fröhliche Gesellschaft herangekommen war und sie begrüßte. Berüttet gab sie den jungen Damen die Hand, berüttet ließ sie sich erzählen: Else habe den Match gewonnen. Es sei ihr eine furchterliche Revanche angedroht.

Sie sah nur den einen, der ihr noch fremd war; er war größer als die anderen: wohl auch etwas älter als die meisten der jungen Herren. Ein hübscher Mensch, trotz der stark vorspringenden Nase, die seinem Profil eine scharfe Zeichnung gab. Der braune Schnurrbart saß flott auf den frischen Lippen; die Augen blitzten hell und klar. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck energischer Kraft.

Als Else nun ihren Begleiter vorstellte: „Doctor Tiedemann“, grüßte die Mutter, auffallend kühl und gemessen, mit so unfreundlichem Gesicht, daß die Tochter sie betroffen anstarrte und so rasch wie möglich diesen peinlichen Moment zu beenden suchte.

„Wollen wir nicht weiter gehen, Mama? Du lehrst doch mit uns um?“

„Wir werden uns dort an der Ecke verabschieden. Ich möchte noch mit Dir zur Tante Emma.“

„Aber Mama, — ich kann doch nicht, — in diesem Anzug!“ warf Else ein, von dem seltsamen Ton der Mutter bestremdet.

„Das macht nichts. Kommt nur!“

Es klang so ungewöhnlich streng und befahlend, daß Else keinen Widerspruch wagte und sich hastig von ihrer Gesellschaft verabschiedete.

„Was hast Du nur, Mama? Hat Dich jemand geärgert? Ich begreife gar nicht, warum Du heute so ungehalten warst!“ fragte sie, so bald sie allein in der stillen Seitenstraße dahingingen. In ihrer hellen Stimme war noch ein mutwilliger Klang von all dem Lachen und Lauschen und Plaudern in der lästlichen, frischen Luft, und wie nun die klaren, braunen Augen so verwundert und unbefangen zu ihr aufsahen, da schämte sich Bertha ihrer Heftigkeit. Nein, das Kind brauchte nicht zu wissen, welche bittere Erinnerungen der hübsche, junge Mensch in ihr aufgewühlt. Was lag daran, wenn sie sich zuweilen beim Spiele trafen! Es war viel besser, zu schweigen, sie gar nicht auf ihn aufmerksam zu machen durch neugierige Fragen. Wie lange sie ihm kenne? Ob er nur zu Besuch in München sei?

„Ich bin ein wenig nervös,“ sagte die Mutter abschließend. „Du weißt ja, solch eisame Nachmitten verstimmen mich immer.“

Else schob ihren schlanken Arm zärtlich in den der Mutter. Sie hatte noch das Anschmiegende, Einschmelzende wie in ihren Kindertagen. Und wie sie so vertraulich aneinander gelehnt, in gleichem Schritt dahingingen, den hellen Abendhimmel vor sich, der Stadt zu, in der die elektrischen Lampen wie große Monde aufstammten, da durchdrömte Bertha ein Glücksgefühl wie nach einer zerstürzenden Angst, wie nach einem verflingenden Schmerz. Aber eine gewisse Feindseligkeit gegen das Lawn-Tennis-Spiel machte sich nun bei ihr geltend, und sie suchte förmlich nach einem Anlaß, um Else von dem Vergnügen abzuhalten. Hatte das junge Mädchen aber doch den eigenen Willen durchgesetzt und kam nun vergnügt und lebhaft von dem Spielplatz zurück, so fragte die Mutter unermüdlich, den ganzen Abend lang: wie es denn gewesen sei, was sie geplaudert hätte? Und sie ärgerte sich, als die Tochter unter ihren forschenden Augen bei der Frage erröthete:

„Kommt dieser Doctor Tiedemann jedes Mal?“

„Er hat nicht immer Zeit, Mama,“ erwiderte Else, die mit ihrem Servietten-Ring tändelte. „Er ist der Einzige, der schon eine Anstellung hat. Aber man merkt es ihm auch an, daß er älter und reifer ist als die

anderen. Man kann sich doch so viel besser mit ihm unterhalten als mit diesen blutjungen Fähnrichen und Studenten.“

Sie sah die Mutter nicht an und bemerkte daher deren finstere Miene nicht.

„Er bleibt also hier?“

„Ja, er ist an der Staatsbibliothek, — ich weiß nicht, ich glaube Gustos' nennt man ihn. Jedenfalls hat er Neuphilologie studiert, das erzählte er mir einmal.“

„Warum bleibt er denn nicht in Berlin, wo er doch geboren ist? Alle kommen sie hierher und nehmen den Münchnern die Stellung weg,“ sagte die Mutter mit einem Born, der das junge Mädchen zu dem lachenden Ausruf veranlaßte:

„Warum bringt Dich das so auf! Du hast doch keine Söhne, Mama!“

Ein anderes Mal erzählte die Tochter, die besonders angeregt und fröhlich nach Hause kam:

„Denke Dir, Mama, Doctor Tiedemann's Vater ist der berühmte Schriftsteller, von dem Du auch ein paar Bände in der Bibliothek hast! Ich schämte mich ordentlich, daß ich sie nicht gelesen habe. Warum schläfst Du sie mit immer weg? — Aber Mama!“

Bertha war so hastig aufgestanden, daß sie ein volles Glas Rothwein auf dem Tische umwarf.

Die kleine Störung unterbrach das Gespräch.

Die Mutter beugte sich, schweigsam und verstimmt, über ihre Zeitung herab. Sie war fest entschlossen, ihrer Tochter künftig das Lawn-Tennis-Spiel zu verbieten. Aber sie hatte keine Ursache zu gestrengem Einschreiten, denn es schneite am nächsten Morgen so beharrlich, daß an ein Spielen im Freien überhaupt nicht mehr zu denken war. Dagegen trafen nun die ersten Einladungen zu Thee's mit Tanz und abendlichen Gesellschaften ein, die aber die Mutter viel weniger beunruhigten, weil sie die Tochter zu diesen Vergnügungen begleiten und beständig im Auge behalten konnte.

In ganz guter Laune fuhr sie mit der in zartrosa Seide gehüllten, sehr freudig erregten Else zu dem ersten Hausball bei General Deden. Aber es verdarb ihr schon bei dem ersten Schritt in den Saal die Stimmung, daß Doctor Tiedemann sofort auf das junge Mädchen zustürzte und sich eifrig mit deren Tanzkarte zu schaffen machte. Daß er im Frack so stattlich, so bedeutend aussah unter den noch halb unreisen, jungen Leuten in Civil und in Uniform, das beunruhigte und empörte sie am allermeisten. Und sie mußte ruhig neben den Müttern auf dem Sopha sitzen und höflich reden und lächeln und gelassen zuschauen, wie dieser gefährliche Mensch den Arm um die schlanke Taille ihrer Tochter schlang, wie die beiden sich während des Walzers anblickten und dann noch in einer Ecke zusammenstanden und hinter dem Fächer flüsterten.

„Else!“ Die zornige Stimme der Mutter weckte das junge Mädchen aus einem leisen Zwiegespräch, bei dem sie alles um sich her, auch die Mama, vergessen hatte.

„Deine Schleife ist los. Ich muß sie Dir anheften!“

„Ah bitte, lasst doch die Schleife, Mama!“ wagte Else einzuwenden. Aber die Mutter schleppte sie unerbittlich ins Nebenzimmer und nestelte an ihr herum. Am liebsten hätte sie das Kind hier festgebunden; am liebsten hätte sie sich wie eine Schildwache neben sie hingesezt. Doch der Tanz riß sie ihr aus den Händen, und immer wieder kam Doctor Tiedemann auf Else zu und bat um eine Extra-Tour. Er schien überhaupt nur für sie Augen zu haben und die anderen jungen Damen gar nicht zu beachten. Schließlich gingen sie auch noch Arm in Arm zum Souper. Der Mutter schmeckte der gute Wein wie Galle, und alle die vortrefflichen Speisen, die herumgereicht wurden, schienen ihr wie mit Essig und Wermut übergossen. Sie mußte zu viel Bitterkeit verschlucken. Bei Tisch konnte sie ihre Else nicht einmal beobachten. Für die Jugend war in der Halle gedekt. Nur die lustigen Stimmen klangen herein zu der Tafel, an der feierlicher und ernster das würdige Alter saß. Ihr Tischnachbar, ein lebenslustiger Oberst, langweilte sich entsetzlich neben der schweigsamen Dame und fragte einmal, als sie wieder für eine kostliche Platte dankte, ob sie sich denn frisch fühle?

Sie stammelte eine Entschuldigung: sie habe starles Kopfschmerz. Aber es war keine Heuchelei, als sie ein paar Stunden später erklärte, es sei ihr ganz elend zu Muth, sie müsse nach Hause fahren.

Else tanzte eben den Cotillon mit Doctor Tiedemann; das heißt, sie saßen nebeneinander, bis an sie die Reihe kam, blickten sich in die Augen und redeten ganz leise, ganz heimlich, mit einem Zittern der Aufregung in der Stimme, mit weltentrückten, strahlenden Gesichtern, mit heispochenden Herzen.

Als man Else sagte, ihre Mutter wünsche nach Hause zu fahren, stand sie Hand in Hand mit ihrem Tänzer. Aber ihre Finger lagen nicht gleichgültig in

den seinen. Sie fühlte deren Druck wie ein süßes, feliges Bekennniß, und ganz verwirrt, wie aus einem Traum erwachend, blickte sie um sich.

Ihr Tänzer begleitete sie in die Garderobe; er legte ihr den Mantel um, und sie schauten sich noch einmal an, als sie sich Lebewohl sagten. Wie sie sich anschauten! Der Mutter stand das Herz still vor Schrecken.

Im Wagen beherrschte Bertha ihre Aufregung nicht länger. Sie schläng die Arme um ihre Tochter und schluchzte leidenschaftlich:

„Sag' mir, daß Du ihn nicht lieb hast! Du darfst ihn nicht lieb haben! Nie, nie! Wenn Du nur ein bißchen an mir hängst, so versprich mir, daß Du ihm aus dem Wege gehen wirst, daß Du nicht mehr an ihn denken willst!“

„Aber Mama, — warum? Du kennst ihn gar nicht!“ stammelte Else verwirrt und erschrockt. Sie vermochte kaum zu fassen, was diese Scene bedeutete.

„Ich kannte seinen Vater. Er sieht ihm ähnlich, daß ich erschrocken bei seinem Anblick, als stünde ein Schatten vor mir aus vergangenen Tagen. Glaub' mir, er ist falsch, wie sein Vater es gewesen.“

„Nein, Mutter, nein, — das glaube ich nicht!“

„Meinst Du, daß ich es geglaubt hätte, damals, als ich so jung war wie Du? Ich sage Dir, dieser Mann hat mir mein Leben vergiftet, er hat mir mit Leidlos das Herz zertraten. — Er und seine Frau, das sind die einzigen Menschen auf der Welt, die ich hasse! Und ihren Sohn wolltest Du lieb haben! Nein, Else, das kann ja nicht sein! Das darf ja nicht sein!“

Die arme Else saß still und frierend in der Wagen-Ecke. So jährlings hatte er geendet, dieser wonnige Augenblick ihres Lebens, der sie noch ganz beherrschte. Ihr schwindelte noch von dem Glück. Wie er sie angeschauten, wie er ihre Hand gedrückt, mit welch unvergleichlichem Herzenston er gesflüstert hatte: „Dürfte ich immerzu, immerzu in diese lieben Augen schauen!“ Und das unsagbar süße Gefühl, das dabei ihr ganzes Wesen durchdröhnet hatte, dieses glückselige Bewußtsein: Er hat Dich lieb!

Sie war so im Bann dieser Erinnerung, daß sie immer wieder zurückfiel in einen Taumel der Freude und die erregten Worte der Mutter nur wie ein fernes Grollen an ihr Ohr klingen hörte.

Dann, als sie zu Hause waren und die Mutter sich in einen Stuhl sinken ließ, erschreckte sie freilich deren bleiches Gesicht mit den tiefen Schatten unter den Augen. Sie holte rasch die Baldriantropfen aus der Hausapotheke.

„Willst Du nicht lieber zu Bett gehen, Mama?“ fragte sie besorgt.

„Nein, nein, ich kann nicht schlafen. Ich will erst Dein Versprechen hören. Ich will erst die Veruhigung haben, daß diese Liebelei zu Ende ist, daß er Dir zum letzten Male den Hof gemacht haben soll, heute Abend.“

Nun füllten sich die jungen Augen mit großen Thränen, und die zitternden Lippen stammelten: „Mir war noch keiner so lieb wie er, — Mama!“

„Aber Du hörtest doch, daß es nicht sein darf, daß eine ernste Liebe zwischen Euch ein Unding wäre! Der Sohn eines Mannes, der Deiner Mutter die bitterste Kränkung angethan!“

„Was that er Dir denn, Mama?“

Bertha seufzte tief auf. Zu mächtig packte sie die Erinnerung. Wo beginnen? Wie der Tochter schildern, was sie gelitten? Sie fand die Worte kaum.

Dann eilte sie zu dem Bücherschrank, nahm einen Band Heine heraus, blätterte hastig und reichte dann dem bleichen Mädchen eine aufgeschlagene Seite. „Sieht Du, hier, — diese Verse habe ich niemals lesen können, ohne an ihn zu denken, ohne die bittere Empfindung, daß ich ihm diese Anklage hätte ins Gesicht schreien mögen!“

„Hätt' er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Büren wollt' ich nimmermehr.“

Aber unverzeihlich ist,
Doch er mich getäuscht so schamöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens gräß' re List.“

„Ich verstehe nicht ganz, Mama,“ sagte Else traurig und verzagt.

Die Mutter rauschte in ihrem schweren Atlasgewande durch das Zimmer, wie um ihre Gedanken zu sammeln, wie um ihr stürmendes Herz zu beruhigen.

„Also höre, Kind! Ich habe diesen Mann geliebt, wahnsinnig, zäh, hingebend, mit aller Gluth und allen Dualen einer ersten, großen Leidenschaft. Es kam so viel zusammen, um die wilde Flamme zu schüren. Ich wuchs ohne Mutter auf, und mein Vater war ein etwas derber, verschlossener Mann, der gar kein Verständnis hatte für meine Freunde an Büchern, für meine ganze Empfindungswelt. Jahr um Jahr brachten wir die

Sommermonate an dem stillen Walchensee zu; ich war allein und mir selber überlassen. Der Vater fischte den lieben langen Tag. Und in dieser schönen Einsamkeit trat er mir gegenüber, mit seiner guten Erscheinung, schon verklärt vom ersten Dichteruhm. Es war kein Kunststück, daß sich ein junges, schwärmerisches Ding in ihn verliebte. Aber ich versicherte Dir, — er hat sich auch Mühe gegeben. Er sah, er wußte, daß meine Liebe, die ich als naiver Badfisch kaum zu verbergen vermochte, von Sommer zu Sommer mit größerer Begeisterung und tieferem Ernst emporwuchs. Und dennoch kam er alljährlich wieder und goß Del ins Feuer mit seinen wunderbaren Versen, die mich toll machten vor Stolz und Bewunderung und Sehnsucht."

"Ach, er hat Gedichte an Dich gemacht, Mama!" rief Else unwillkürlich voll Interesse.

"Ja, Kind! Schöne, wohlfliegende Gedichte, die sich so recht ins Ohr schmeichelten. O, nach Jahren hat er sie alle drücken lassen. Der kleine Roman von Walchensee war für ihn nur ein 'Stoff'! Ein Füllsel für seinen Band 'Lyris'!"

Bertha hatte es in leidenschaftlicher Erbitterung ausgerufen. Dann sah zur Ruhe zwingend, fuhr sie fort:

"Weißt Du, Else, — wenn er nur wahr, wenn er meinetwegen grausam aufrichtig gewesen wäre! Wenn er mir gezeigt hätte, daß meine Neigung ihm weiter nichts sei, als eine Zerstreitung für langweilige Augustwochen! Oder wenn das bisschen Liebe, das er für mich hatte, so allmählich in den fünf Jahren, in der langen winterlichen Trennung, verblaßt und eingeroostet wäre! Ich hätte es ihm ja verzeihen müssen, so weh es mir gethan, und eines Tages würde ich die große Enttäuschung verwunden und vergessen haben, wie andre Mädchen auch, die einmal unglücklich verliebt waren. Aber das ist's, was mich heute noch so empört, daß ich schließlich wie eine Thörin dastand! Seine berechnende Schlauheit, die ich ja erst viel später durchschauten! Ein bindendes Wort, ein Versprechen, schwarz auf weiß, hatte er mir ja nicht gegeben! Er hätte, wenn ihm je ein Vorwurf ins Gesicht geschleudert worden wäre, mit ganz unschuldigen Augen erwideren können: Ja, wenn sie sich etwas einbildete! Wenn sie einen harmlosen Flirt für ernst nahm! Immer nur halbe Andeutungen: Wie viel Glück er von der Zukunft hoffe! Wie er neue und immer neue Erfolge ersehne, nicht aus Chrgeiz, nein, für ein viel heiligeres Ziel! Wie bitter es sei, seinem Herzen immerzu Schweigen und Geduld befehlen zu müssen!"

Die Worte allein waren es ja nicht! Der Ton, der Blick, so tief, tief in die Augen, in die Seele hinein! Und in dem letzten Sommer, in den allerletzten Tagen noch, wie war er da lieb zu mir und herzenswarm, und wie drückte er mir die Hand und nannte mich mit süßen Namen: sein Nixlein, seine Muse, seinen Schuhgeist! Ich mußte ja glauben: Nun endlich, endlich kommt das große, langersehnte Glück! Eine junge Berlinerin, Fräulein Räthe von Zolling, die damals mit ihren Eltern einige Wochen an dem Walchensee verbrachte, war meine Vertraute. Ich konnte mein Bangen und Hoffen, meineelige Unruhe nicht mehr verbergen. Beim Abschied führte sie mich und flüsterte: Viel Glück zur Verlobung! Und wenn Sie als junge Frau nach Berlin kommen, wollen wir gute Freundinnen sein, nicht wahr?"

Und ein paar Wochen später ist Ernst Tiedemann abgereist, ganz plötzlich, ohne Lebewohl. Mein Vater brachte mir seine höflichen Empfehlungen. Er sei durch ein Telegramm eiligst abberufen worden. Ich habe gewartet in Marters und Verzweiflung auf ein erklärendes Wort, auf eine erlösende Botschaft, — schließlich nur mehr auf eine Zeile zum Abschied. Aber er blieb stumm. Wie oft habe ich mich im kleinen Kahn hinausgerudert auf den dunkeln See, mit dem übermächtigen Verlangen, in dem düsteren Wasser Ruhe zu suchen für meine todwunde Seele. Nur die immer wiederkehrende Hoffnung hielt mich zurück: Es kann ja nicht sein! So kann es nicht enden! Meinem Vater ward wohl bang, wenn er meine verstörten Augen sah, denn er reiste eiligst heim und nahm eine Verwandte in das Haus, die mich förmlich bewachen mußte. Und dann, ein Jahr später, da kam das Ende: Ernst Tiedemann hatte sich mit Räthe von Zolling verlobt!"

Bertha war ausgeprägungen in ihrer Erregung. Angstvoll hingen die Augen des jungen Mädchens an den düsteren Zügen der Mutter.

"Ein Rathspiel hatte die Geschichte noch. In einem Roman, mit dem er seinen größten Erfolg erzielte, da schilderte er ein thörichtes, junges Ding mit einem heißen Herzen, das sich aus unglücklicher Liebe in den See stürzt. Es war allerdings ein blondes Fischerkind, aber ich erkannte dennoch mein Bild! Dieses tragische Ende hatte er vielleicht erwartet. Es wäre ihm auch nur eine Emotion gewesen, die er 'ausgeschlachtet' hätte, wie alles andere!"

Sie lachte bitter auf.

"Wer weiß auch, ob ich das Leben ertragen hätte," fuhr sie rauer fort, "wenn Dein Vater nicht gekommen wäre, mit seinen milden, guten Augen voll warmen Verständnis, voll Mitleid und Erbarmen. Aber glaube mir, auch ihm hat die Schuld jenes anderen Jahre des Glücks geflossen, auch er hat gelitten unter all der Erbitterung, die mir das Herz vergiftet hatte!"

Sie ergriff die eiskalten Hände der Tochter. Sie richtete ihre heißen Augen fest auf das junge Gesicht:

"Siehst Du nun ein, daß Du ihn nicht lieben darfst, den Sohn dieser Eltern!"

Um Else's Lippen zuckte verhaltenes Weinen. Sie hätte gern erwidert: Was kann der Sohn für das Unrecht, das der Vater an Dir gethan? Aber sie war zu tief erschüttert von diesem Einblick in das Herz der Mutter. Ihr schauderte vor diesen leidenschaftlichen Schmerzen, die nach fast dreißig Jahren noch so mächtig nachhallten, daß die Gestalt der Mutter bebte, daß ihre Züge wie zerfallen schienen von der tiefen Erbitterung dieser unverwischbaren Erinnerung.

"Ich will versuchen, ihn zu vergessen, Mutter," stammelte sie zögernd, als ringe sich ihr jedes Wort mit einem Riß vom Herzen los. "Ich bleibe bei Dir zu Hause, immer. Ich gehe nicht mehr in Gesellschaft, nie mehr, Mama!" Und von Rührung überwältigt, schmiegte sie ihr Gesicht an die Schulter der sie leidenschaftlich an sich drückenden Frau und verbarg ihre Thränen.

Nach dieser heftbewegten Nachstunde lamen recht still Tage, an denen eine leise Wehmuth auf den beiden Damen lastete und sie nur sanfter und liebevoller zu einander mache als sonst. Aber bei ruhiger Überlegung, die auf die leidenschaftliche Aufwallung folgte, konnte Bertha es nicht billigen, daß ihre Tochter sich von aller Freiheit fernhielt, und sie redete immer wieder auf das junge Mädchen ein:

"Du kannst Dich doch nicht einsperren, wie eine Nonne! Was sollen denn die Leute denken?"

Else setzte dem Drängen der Mutter einen beharrlichen Widerstand entgegen: "Nur mit gleichgültigen Leuten die Touren abtanzen, — nein, Mama! Das mag ich nicht. Da bleibe ich lieber zu Hause."

Je heftiger die Mutter wurde, desto trostiger schüttelte Else den Kopf. Es brachte die heizblütige Frau zur Verzweiflung, daß dieses Kind, das sie niemals aus den Augen gelassen, eine fremde Individualität geworden, mit einem eigenen Willen, mit eigenen Gedanken, daß sie über dieses Geschöpf, das sie mit solcher Hingabe liebte, keine Macht haben sollte. Um jeden Preis wollte sie die Herrschaft behalten über diese junge Seele, kämpfen mit aller Gewalt gegen den tiefen Eindruck, der sie ihr entfremdet hatte. Aber Else zog sich nur scheuer von der Mutter zurück, je mehr diese die tyrannische Seite ihres Wesens herausführte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Nasenleiden und Nervenleiden.

Von Dr. Maximilian Bressgen in Wiesbaden.

Enn heutzutage jemand in kleinem oder großem Kreise über Nervenleiden sich vernehmen läßt, so werden alle Anwesende mehr oder weniger nervös". Das liegt im Zuge unserer Zeit, in der jeder arbeitende Mensch bestrebt ist, möglichst viel und möglichst rasch zu erwerben. Die Folge davon ist dann ausnahmslos ein zu starker Verbrauch von Nervenkraft, was sich bei einem, der schwächer ist, als der Andere, frühzeitiger als beim letzteren durch Erkrankung dieser oder jener Körperteile zu erkennen gibt. "Nervös" ist aber schließlich jeder, und deshalb erregt ihn auch jedes Gespräch oder jede Mitteilung über Nervenleiden unmittelbar. Auch Ärzte sind nervös, theilsweise sogar in sehr hohem Grade, sodass diese besonders in Aussägen, welche in gemeinverständlicher Schreibweise ärztliche, aber allgemein wissenschaftliche Gegenstände behandeln, ein Verbrechen gegen die Majestät ärztlicher Wissenschaft und Kunst erblide.

Überhaupt ist man gegen solche "populäre Artikel" in ärztlichen Kreisen sehr empfindlich geworden, — einmal, weil tatsächlich dadurch nicht selten Unheil gestiftet wird (Ausfälle und Bücher in der Art des Buches "Vom gesunden und kranken Menschen"), und dann weil die frühere Geheimnisträmerie den Kranken gegenüber immer schwieriger wird. Das letztere ist aber ein Glück für beide Theile, denn der Arzt muß trachten, gut zu untersuchen und das Gefundene richtig zu bemerken, damit er nachher auch verständlich darüber sprechen kann; selbstverständlich wird ihm dadurch die Pflicht, dem Kranken selbst gegenüber manchmal etwas zu verschweigen, durchaus nicht erschwert, vielmehr sehr erleichtert.

Wir sind der Meinung, daß jed Wissenschaft und Kunst, die ärztliche nicht ausgeschlossen, für die Allgemeinheit eine Unsumme nicht nur des Wissenswerthen, sondern auch des Wissensmöglichen und Wissensdienlichen hat; daß das Alles aber erst in geeigneter Weise durch Loslösung aus seiner streng wissenschaftlichen Umhüllung unter Berücksichtigung mit allgemein verständlichen Gesichtspunkten den Laien zugänglich und verwerthbar gemacht werden muß, sollen diese davon überhaupt Nutzen haben, versteht sich von selbst. Jede Allgemeinbildung aber

wird vertieft, wenn sie ihre Anwendung auf eigentlich außerhalb ihr liegende Gegenstände finden muß.

Von diesen Gesichtspunkten aus gebe ich auch heute wieder an den von mir gewählten ärztlichen Vorwurf. Die eigentliche Anregung dazu fand ich in einer vor einiger Zeit erschienenen wissenschaftlichen Schrift eines unserer, jenes niederen Urtheiles wegen allgemein am meisten verhängnissen, engeren Fachgenossen.¹⁾ Er schrieb: "Dass ein Nasenleiden allein durch ständige Reizung des Nervensystems den Menschen gelegentlich hysterisch oder neuroasthetisch macht, ist leider noch heute den praktischen Ärzten nicht genügend geläufig." Das ist zwar ein hartes, aber gerechtes Urteil. Denn es gibt leider keine Entschuldigung für den soeben festgestellten Thatbestand: Jeder Arzt kann bezeugen müssen, daß viele an sich manchmal unmittelbar wenig Beschwerden verursachende Nasenleiden dennoch recht schwer krank, wie man sagt, nervenleidend machen können.

Wie oft erlebt man es doch, daß gegen einen nervösen Krankheitszustand, — sei es welcher Art immer, — alle möglichen, ja unmöglichen Körpertheile verdächtigt und in entsprechende Behandlung genommen wurden, ohne auch nur die geringste Besserung im Befinden des Kranken zu erreichen; und dennoch verhiel niemand auf den einzigen richtigen Gedanken, die im vorliegenden Falle sietz von sogenannten Naturärzten beimgesuchte Nase einmal einer sachverständigen Untersuchung unterzubringen zu lassen, um wenigstens zunächst festzustellen, ob eine Möglichkeit des Zusammenhangs der offenbar erkrankten Nase mit dem bisher von allen Seiten ohne jeden Heilerfolg angegriffenen Nervenleiden vorhanden sei.

Ja selbst dahinzielende Worte des Kranken werden oft mit überlegener Witze bei Seite gehoben, bis letzterer auf eigene Faust seinen Gedanken ausführt und von seinem monate-, oft jahrelangen "Nerven"-leiden in kurzer Zeit durch Beseitigung seines Nasenleidens geheilt wird. Es liegt immer wieder und immer noch die leidige Unterschätzung eines sogenannten Schnupfens zu Grunde. Wenn Laien sich über die Bedeutung eines Nasenleidens keine Redenschatz ablegen können, so ist das nicht zu verwundern; denn in ihren Kreisen vermag unser heutiges Wissen von der Bedeutung des Nasenleidens nicht so schnell Platz zu greifen, nachdem in Folge der durch Jahrhunderte hindurch bestandenen Unmöglichkeit, die Nase richtig untersuchen zu können, eine Vernachlässigung ihrer Erkrankungen nothwendig sich ergeben, und demgemäß auch allgemein der Glaube an deren Bedeutungslosigkeit entstehen mühte. Es ist aber nicht zu rechtfertigen, wenn Ärzte heutzutage noch auf dem gleichen laienhaften Standpunkte stehen, nachdem nicht sowohl auf den Hochschulen entsprechender Unterricht ertheilt wird, als auch jede möglich große Stadt in der Regel mehr als einen Nasenarzt aufweisen kann, in welcher Thatache sich allein schon die Bedeutung von Nasenleiden ausspricht.

Wir haben heute nur diejenigen Nasenleiden, welche in Beziehung zum Nervensystem treten und dadurch Nervenleiden hervorrufen oder mit verursachen können, in Betracht zu ziehen. Im wesentlichen handelt es sich hier um Nasenleiden, welche innerhalb der Nasenhöhle durch zeitweise wechselnden Druck geschwollener oder irgendwie verdickter Schleimhaut auf die Nerven zündet der Nase selbst und dann durch Fortleitung dieses Reizes auf die nähere oder entferntere Nachbarschaft wirken. Ich vermeide es, alle Fälle im einzelnen zu erörtern, da dies nicht nur zu weit führen würde, sondern auch ein tieferes Verständnis des Gegenstandes voraussetzt.

Ich habe schon im Jahre 1884 auf dem internationalen medicinischen Congrèse zu Kopenhagen darauf aufmerksam gemacht, daß in Verbindung mit Nasenleiden schwere seelische Störungen vorkommen, und daß diese in Salzwasser- oder Nerven-Heilanstalten vergebens auf Heilung warten, so lange nicht das zu Grunde liegende Nasenleiden beseitigt ist. Eine wie große Zahl von mit Kopfschmerzen geplagter Menschen rasch wieder gesund gemacht werden könnte, wenn sie ihr seit langen Jahren mißachtetes Nasenleiden beseitigen ließen, läßt sich gar nicht ermessen. Ich habe mich über diesen Gegenstand eingehend an anderem Orte²⁾ gehuftet. Es bleiben freilich immer noch genügend Fälle von Kopfschmerzen, welche mit Nasenleiden entweder feinen oder nur nebenschäftlichen Zusammenhang haben, übrig. Aber es muß doch in jedem Falle verlangt werden, daß die Nasenhöhlen von einem Sachverständigen untersucht werden, und zwar nicht erst, nachdem lange Zeit hindurch von allen anderen Seiten herumcurirt worden ist, sondern gleich von vornherein. Wie manchen Fall gibt es auch, in welchem der Kopfschmerz neben einem anderen Leiden auch noch durch ein Nasenleiden mitbedingt wird. Und in solchen Fällen kann durch geeignete und vorsichtige Behandlung der Nase der Kopfschmerz wenigstens gemildert werden. Die vielen aus lange vergeblich behandelten Kopfschmerzen sich ergebenen Gemüthsüberstimmmungen könnten sehr häufig vermieden werden, wenn rechtzeitig ein den ersten zu Grunde liegenden Nasenleiden zur Heilung geführt würde.

Aber nicht bloß das Gehirn kann durch ein Nasenleiden in Mitleidenschaft gezogen werden, auch nähere oder entferntere Körpertheile können darunter leiden. Dahin gehören Augenlähmungen, Augenschmerzen bestimmter Art, Sehstörungen, Ohrenkrämpfe, Schlingkrämpfe, Kehlkopfkrämpfe u. s. w.; auch das nervöse Asthma gehört in sehr vielen Fällen hierher. Eine durchaus nicht seltene Erscheinung ist auch nervöses Herzschlagen, sowie unregelmäßige Herzthätigkeit bei sonst vollständig gesundem Herzen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit gebührt aber den nervösen Störungen der Kinder, da gerade bei diesen der Nasenflussweg recht häufig erkrankt ist. Eine ausführlichere Behandlung dieser Frage findet man in einer besonderen Schrift von mir.³⁾ Wie manche Mutter ist oft verzweifelt, wenn ihr Liebling nicht gedeiht, wenn er trotz aller erdenklichen, auch richtigen Pflege keine Fortschritte in der geistigen Entwicklung macht. Besuchen die Kinder die Schule, so bleiben sie hinter anderen zurück, sind trüumerisch, unaufmerksam und auch unfähig, den

¹⁾ Strübing, Der Laryngospasmus (respiratorischer Kehlkopfkrampf), seine Genese und seine Beziehungen zu inneren Erkrankungen. Halle a. d. S., 1897. Karl Mathold.

²⁾ Der Kopfschmerz bei Nasen- und Rachenleiden und seine Heilung. 2. Aufl. 1894. Leipzig. Alfred Langhammer.

³⁾ Ueber die Bedeutung behinderter Nasenatmung, vorzüglich bei Schulkindern, nebst besonderer Berücksichtigung der daraus entstehenden Gedächtnis- und Geisteschwäche. Hamburg 1890. Leopold Voß.

gebotenen Lehrstoff in sich aufzunehmen. Viele klagen über Kopfschmerz, viele auch nur über Eingrifflichkeit des Kopfes; immer aber ist ihr Kopf nicht frei zum Begreifen dessen, was andere Mitschüler spielerisch in sich aufnehmen. Und dabei kann täglich die Beobachtung gemacht werden, daß durchaus keine Dummheit bei den Kindern vorliegt, vielmehr eine durch ein körperliches Leid bedingte geistige Behinderung den Grund für ihr Zurückbleiben in der Schule bildet. Betrachtet man solche Kinder nun etwas genauer, so kann man ohne weiteres ausnahmslos feststellen, daß sie Mundathmet sind, d. h. daß sie den natürlichen Atemungsweg, der nur durch die Nase führt, nicht oder nicht ausreichend zu benutzen vermögen.

Die hier in Betracht kommenden Nasenleiden betreffen, wie bereits kurz angegeben wurde, Verschluß oder Verengung des Nasenluftweges. Dahin rechnet man auch jene Verengungen, welche eigentlich im obersten Theile der Nasenhöhle unmittelbar hinter der Nasenhöhle ihren Sitz haben und als Vergrößerung der Nasenmandel, — die Gau menmandeln haben ihren Sitz in der durch die Mundöffnung sichtbaren sogenannten Nasenenge, in die von oben das bekannte Jäpfchen hineinhängt, — ziemlich allgemein bekannt sein dürfte. Alle diese geschwulstartigen Verdickungen besitzen in Folge eines eigenthümlich gebauten und angeordneten Ge fäßnetzes die Eigenschaft, aus verschiedenen Ursachen an- und abzuwollen zu können; für die Nasenmandel gilt dies im wesentlichen nur unter entzündlichen Verhältnissen, z. B. beim frischen Schnupfen; allein es gibt keinen Fall von Vergrößerung der Nasenmandel, in welchem nicht auch eine zuweilen sogar beträchtliche Ver schwellung der Nasenhöhle besteht, wenn auch nach Beseitigung jener fast regelmäßige eine Abschwellung und damit scheinbare Befreiung der Nasenhöhle sich einstellt; doch ist dies immer nur von kurzer Dauer, da die augensichtliche Entlastung der Nasenhöhle rasch wieder verschwindet und einer meist erheblicheren Ver schwelung Platz macht.

Die verschiedenen nervösen Er scheinungen, welche im Gefolge von Nasen leiden sich einstellen, sind natürlich, abgesehen von anderen hierher nicht gehörigen Einflüssen, auch von der Art des Nasen leidens, bzw. von der Beschaffenheit des Gerüsts der Nasenhöhlen abhängig. Eine bedeutende Rolle spielen hierbei die so häufig vorhandenen Ungleichheiten beider Nasenhälften, die durch Verkrümmungen der Nasenscheidewand bedingt werden. Die letzteren aber haben zum größten Theile ihre Ursache in Gewalteinwirkungen, die vornehmlich in frühester Jugend beim Gehörnern auftreten und deshalb meist nicht beachtet werden. Wie unzählig oft fallen kleine Kinder doch auf die Nase, ohne daß dieser Umstand weiter beachtet wird, selbst dann nicht, wenn es dabei ein wenig blutet! In solchen Fällen tritt sehr häufig eine bedeutende Verengung einer Nasenhälfte und dadurch erhöhte Druck erscheinung bei Schleimhautver schwelung mit nachfolgender Reizempfindlichkeit der Empfindungsnerven der Nasenhöhle mit allen ihren bereits kurz angegebenen nervösen Leiden ein. Nur durch vollständige Ausschaltung der Möglichkeit, die Empfindlichkeit der Nasennerven durch Ver schwelzung ihrer Schleimhaut zu reizen, ist es möglich, daß Nervenleiden günstig zu beeinflussen oder zu heben. Daß dies aber keiner bloß roh handwerksmäßig eingreifenden Zerstörungskraft, welche die so überaus wichtigen allgemeinen Maßnahmen unterläßt, gelingt, hat schon Mancher, der das rein Neuerliche dieser Behandlung erlernt zu haben glaubte, erfahren müssen.

Nachdruck verboten.

Hans Joachim von Zieten als Gatte und Familienvater.

Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage, dem 14. Mai 1899.

Von A. von Winterfeld.

Hieblich die großen Thaten hervorragender Männer sind es, die wir kennen müssen, sondern, wenn wir sie ganz verstehen und würdigen wollen, auch ihr Privatleben, in welchem ihre rein menschlichen Eigenheiten stärker hervortreten. Die Heldenthaten des tapferen, schnellen, schlauen und frommen Reiterführers Hans Joachim von Zieten sind, von der Geschichte aufgezeichnet, allgemein bekannt; weniger bekannt aber ist sein Privatleben, namentlich als Gatte und Vater, auf welches wir hier einen Blick werfen wollen.

Zieten stammte aus seiner reichen Familie. Sein Vater besaß nur einen Drittel-Anteil an dem Rittergute Bustrau bei Neu-Ruppin und hatte Mühle, sich und seine Familie durchzubringen. Als einzigm Sohn fiel Zieten nach seines Vaters Tode dies kleine, dazu noch mehrfach belastete und wenig einträgliche Erbe zu, das zu erhalten, emporzubringen und zu vergrößern er sich mit allem Eifer angelegen sah, so viel sein militärischer Beruf ihm Zeit dazu gewährte. Glücklicherweise sollte er in seiner Gattin hierbei eine einsichtsvolle und thätige Gehilfin und Stellvertreterin finden.

Obgleich Zieten eine starke Neigung für ein gemüthvolles Familienleben besaß, so vermochte er doch nicht eher, als bis er zum Major aufgerückt und bereits vierzig Jahre alt war, zu heirathen und einen Haushalt zu gründen. Zu seiner Gattin erfor er aus reiner Herzenseignung, die ebenso erwidert wurde, seine dreihundreträufige Cousine Judith von

Jurgas, welche, wie er, mit Glücksgütern wenig gesegnet, aber dafür eine tüchtige, flehige und sparsame Land- und Hauswirthin war.

Die Ehe, in der gegenseitige Liebe und Vertrauen herrschten, war außerordentlich glücklich. Wie innig das Verhältniß der beiden Ehegatten zu einander sich gestaltet hatte, bezeugt ein im Familien-Archiv in Bustrau befindlicher, an Ihren im Himmel abwesenden Mann gerichteter Brief der Frau von Zieten, datirt Breslau¹⁾, den 25. August 1749.

Derselbe lautet in seiner originellen Orthographie und Interpunktions:

Mein Herzens-Männchen,

Endlich bin ich nach vielen Lamentiren und Herzweh so glücklich, von Deinem Wohlsein die angenehme Versicherung zu



Hans Joachim von Zieten.

Nach einem Original-Bildniss.

erhalten und dazu die Zeitung von dem gehabten recontre viel eher eingelaufen, als mein Herzchen sein Brief, und da hier weitläufig davon gesprochen, auch alle andern Dames von Ihren Männern brieme belamen, so weiß ich, was es mir wieder gekostet; doch gelobet sei die unermüdliche Battertreue Gottes, so bisher Dir in seinen Schutz genommen und noch jerner des Erbarmens über uns nicht milde werden wird; allein, mein Engel, negligire Dir auch nicht ohne Roth, indem man auch davon Rechenhaft zu geben; denn wie ist es möglich, daß bey so kalten Nächten die Gesundheit kan conservirt werden, wenn man in kein bette Kompt, weshalben ich nicht leugnen kan, daß es mir manche Wunde im Herzen schnied, daß mein Engel so schlecht vor seine Gesundheit sorgt, ich nehme mir daher abermahl die Freiheit, ohne permission den Bettbad und die Bettstelle mitzufinden, mit der inständigsten Bitte, doch Deiner leute commoditet, die so schon genug eingerisse, nicht Deiner eignen Gesundheit und mir, die ich doch größer part daran nehme, vorzuziehen; ich hätte gern das Teezeug auch mitgeschickt; weil ich aber wohl weiß, daß mein Herzchen sich so viel nicht zu ruhе tuht, werde mir darüber erst nachricht ausschütten, auch ob es nicht möglich, daß wenn das Lager eine Zeit stehen bleibt, ich das Glück haben kan, bey mein Schäppchen zu sein; die Major von Winterfeld ist heute schon weg nach ihrem Mann gegangen, und morgen gehen noch mehr Dames von hier, und will ich gern incontio sein und wenig Zeug mitnehmen, doch bin zufrieden, wie es mein Herzchen am commodesten, nur das einzige bitte mir aus, daß Du Dir nicht so erkältest, da Du mit Gicht und Krampe immocommodirt, könnte leicht eine contraction daraus entstehen. Da Du wohl weißt, wie ich Dir liebe, so kann ich auch mit allem recht pretendiren, daß Du Dir meinthalben in acht nimmst; nun, mein Herzchen, ich Empfehle Dir noch der treuen ohnbl Gottess und bitte mir alle wohl lieb zu behalten, die ich mit unveränderter treue Erfierde

Mein Herzens-Männchen

Deine treue Frau

J. de Zieten.

P. S. Ich möchte wohl wissen, ob meine briefen alle eingelaufen; die General Biezingen ist so gut gewesen und hat einen an Ihren Mann mit eingeschlossen. Sie macht auch ein Compliment. Adieu, mon ange, je vous embrasse mil

¹⁾ Viele Offiziersfrauen hatten sich nach Breslau begeben, um ihren Männern näher zu sein.

fois et s'il est possible, fais moi le plaisir de me faire venir."

Den Wunsch seiner Frau, zu ihm kommen zu dürfen, erfüllte Zieten zwar nicht, weil Frauen, nach seiner Meinung, nicht ins Kriegslager gehörten, aber als er 1745 in Folge der Strapazen ernstlich erkrankte und in Potsdam ein Erholungsquartier beziehen mußte, ließ sich die treue Gattin nicht abhalten, zu ihm zu eilen und ihn wieder gefügt zu pflegen.

Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, erhöhten das Glück der Ehe. Der Sohn starb jung, die Tochter heirathete später einen Lieutenant von Jurgas.

Im Jahre 1756 erlebte Zieten den großen Schmerz, die liebvolle Gattin, die in tührender Pflichttreue Freud und Leid mit ihm getheilt hatte, durch den Tod zu verlieren.

Erst nach dem siebenjährigen Kriege, als er zurückgekehrt in sein Heim, dasselbe ohne Hausfrau öde und verlassen fand, entschloß sich Zieten, obwohl bereits fünfundsechzig Jahre alt, zu einer zweiten Ehe. Seine Wahl fiel auf Elisabeth von Platen, die erst sechzehnzwanzig Jahre alt, also fast vierzig Jahre jünger war, als ihr Gatte.

Dem erbetenen Vermählungs-Conseils fügte der König mit seinem Glückwünsch sicherhaft hinzu: "Wenn ich würde, wo Ihr Eure Hochzeit celebriren werdet, würde ich selbst dahin kommen, um auf solcher zu tanzen."

Zwar war Friedrich verhindert, auf der Hochzeit, die am 23. August 1764 stattfand, zu erscheinen, beschenkte aber die Braut mit einem kostbaren Brillantring.

Was aber das Tanzen anbelangt, so setzte Zieten auf seiner Hochzeit alle Gäste in Bewunderung durch die Grazie und Leichtigkeit, mit der er noch zu tanzen verstand.

Vor der Hochzeit schenkte er seiner Braut, die wenig mehr als eine beschädigte Aussteuer ihm zugebracht hatte, einen Schmuck im Werthe von zweitausend Thalern und nach derselben ein Kaffee- und Thee-Service „mit goldenem Rande.“

Der große Altersunterschied zwischen den beiden Ehegatten hinderte nicht, daß auch die zweite Ehe sehr glücklich ausfiel. Die junge Frau machte es sich zur Lebensaufgabe, ihrem hochverehrten, ruhmgekrönten Gatten den Abend seines Lebens durch ein schönes, friedliches Familienleben zu verschönern. Neben die Geburt eines Sohnes, im Jahre 1765, als Erbäh für den früh verlorenen ersten Ehe, war Zieten hocherfreut.

Zur Taufe desselben erschien der König als Paten mit der Königin und legte dem Täufling das Patent als Cornet in die Wiege.

Noch zwei Kinder entsprangen der Ehe, ein Sohn, der früh starb, und eine Tochter, welche nachmal einen Grafen Redern heirathete.

Mit siebzig Jahren trat Zieten in den Ruhestand und lebte nun im Sommer auf seinem Gute Bustrau, das er gänzlich an sich und zu hoher Blüthe gebracht und auf welchem er das zwar einfache und schmucklose, aber geräumige und wohnliche, noch heute bestehende herrschaftliche Wohn-

haus erbaut hatte, im Winter in seinem Stadthause, Kloststraße Nr. 61—62 in Berlin, allgemein verehrt und geliebt ob seiner Biederkeit, Schlichtheit, Bescheidenheit und Leutseligkeit auch gegen den Geringsten. Selbst äußerst einfach in seinen Bedürfnissen, liebte er es doch, einen Kreis von Verwandten und Freunden um sich zu versammeln und gastlich zu bewirthen. Von seinem dankbaren König aber wurde der alte Held bis zu seinem Ende mit Huldbeweisen und zarten Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Oft besuchte ihn Friedrich in Berlin, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und wenn es dem hochbetagten Greis zuweilen begegnete, daß er an der königlichen Tafel einschließt, dann gabt Friedrich seinen Gästen, leise zu sprechen, indem er sagte: "Weckt mir meinen alten Zieten nicht auf; er hat genug für uns gewahrt!"

Diese und ähnliche Scenen sind durch Chodowiecki und Menzel verewigzt worden.

Wenige Monate vor seinem König, am 27. Januar 1786, im Alter von siebenundachtzig Jahren, wurde Zieten, ohne eigentliche Krankheit, durch einen schnellen, jaunten Tod aus diesem Dasein abberufen. Im Gedächtnisse seines Volkes aber lebt er fort als der im besten Sinne populärste von den Helden des großen Friedrich.

Nachdruck verboten.

Die Engländerin.

Novelle von Gerhard Walter.

Er Forstassessor Vollmar Kunze saß behaglich in seiner Waldklause. Die Sonne schien hell durch das Fenster und auf den Frühstückstisch, auf welchen Kunze, der brave Stichelhaarige, den großen, flügel Kopf gelegt hatte, seinen Herrn vertraulich anblinzeln und zuweilen mit der buschigen Nase den Boden legend in stummer Bitte um einen guten Broden aus der Hand des Herrn. Dieser hatte augenblicklich aber keine Zeit für seinen vierbeinigen Freund. Ein Brief, den er in der Hand hielt, beschäftigte ihn viel zu sehr. Mein lieber Freund stand darin zum Anfang. Ein gutes Lachen stieg über das Gesicht des stellvertretenden Obersöchters. "Immer dieselbe," sagte er sich, "und das ist hübsch von ihr, daß sie nach ihrer Heirath mit das geblieben ist, was sie vorher war. Weiter! Sie war immer so etwas wie mein guter Geist."

"Ich habe heute nicht zu viel Zeit. Aber grüßen wollte



Stadt und Land. Nach dem Gemälde von R. Klimt.
Photographie-Serie von Gustav Klinger in Wien.

ich Sie doch und bei Ihnen anfragen, ob Sie nicht eine Woche für uns übrig haben. Sie sind uns lange einen Besuch schuldig. Die Lust geht frisch und rein, und ich weiß schon, wenn Sie jetzt nicht kommen, dann wird das ganze Jahr nichts daraus. Außerdem haben wir zur Zeit gerade einen anderen, sehr reizenden Gast im Hause, der Sie über das einfame Zusammensein mit meinem Mann und mir hinweg zaubern könnte. Mehr sage ich nicht. Nur, daß wir uns alle herzlich über Ihr Kommen freuen würden. Mein Mann denkt wie ich und drückt Ihnen die Hand, und ich thue dasselbe.

In alter Freundschaft

Ihre

Liesbeth Wagner."

Der Forstassessor fasste den Brief zusammen.

"Meine gute, kleine Liesbeth!" sagte er vergnügt. "Sei es denn? Den Urlaub habe ich so wie so, und besser kann ich ihn eigentlich nicht anwenden, als bei zwei guten Freunden einzuhören. Dein sogenannter „reizender Guest“ könnte mich höchstens abhalten; aber wen Du in Dein goldenes Herz geschlossen, mit dem kann man es ja getrost wagen, unter einem Dach zu hausen. — Kuno! — Kuno wedelte hastig, — Kuno, Du wirst auf eine Woche oder zwei beim Revierförster in Pension gehan werden!"

Kuno schien etwas anderes erwartet zu haben, denn er erhob sich mißmuthig und lagerte sich auf die Matte vor der Thür.

Und der Forstassessor erhob sich auch und trat an seinen Schreibtisch und schrieb:

"Frau Liesbeth, Ihr Wille geschehe! Ich werde übermorgen Abend bei Ihnen sein. Ich bedarf der Erholung, da ich leidend bin. Die Symptome meiner Krankheit sind: beständiger Durst, Neigung zum Schlaf und Ekel vor der Arbeit. Anständig ist sie aber nicht. Ihr alter und treuer Völlmar, der Sie für alles verantwortlich macht."

Und Kuno kam in Pension und heulte wehmüthig hinter seinem Herrn her, als dieser von der Revierförsterei ohne ihn zur Bahn fuhr, um seine Jugendfreundin Liesbeth Wagner zu besuchen, die seit einem Jahr mit seinem lieben und treuen Waffenbruder, dem Oberförster beim Gräfen Eglofstein auf Steinhausen verheirathet war. Eigentlich hatte er selbst die Partie gemacht. — Es gab ein großes Freuen, als er eintrückte. Die hübsche, blonde Frau Oberförster streckte ihm beide Hände hin: "Famos, Völlmar, daß Sie da sind!" grüßte sie ihn mit lachendem Munde; "nun soll's aber vergnügt werden!" Und der Gatte mit dem wallenden Vollbart kam ihm mit einem großen Römer, der bis an den Rand gefüllt war, entgegen: "Hier, Völlmar, gegen den beständigen Durst, erste Dosis! Die Zahl der Tropfen, die er hält, sei Deinen Tagen zugelegt!"

"Ausgezeichnet!" rief der Guest; "aber erst antrinken! Ich gebe mich in Ihre Hüt und Pflege, Frau Liesbeth!"

Sie nahm den Kelch und neigte die rothen Lippen: "Heil und Glück!" und reichte ihn zurück. Auf einen Zug leerte er ihn.

"Ah!" sagte er, den blonden Schnurrbart streichend, "ausgezeichnetes Gewächs! Wohl dem hochbeglückten Haus, wo das ist kleine Gabe! um einmal beim Citron zu bleiben. Hier bleibe ich längere Zeit!" lachte er fröhlich.

Sie traten ins Haus. Und es wurde ein guter Abend unter den drei Freunden.

"Du, Völlmar!" sagte der Oberförster, nach Tisch die Cigarren darreichend, "was schreiben wir für einen Tag heute?"

"Den 24. Mai!" antwortete er.

"Gut. Also heute vor zwei Jahren hast Du das Gewissen auf Dich geladen, mich mit meiner lieben und getreuen Liesbeth zuerst zusammenzuführen. Und zur Feier des Tages werden wir jetzt eine Mai-Bowle ansetzen. Hast Du etwas dagegen? Kennst Du noch das eine Versteck: Sieben Gründe gibts zu trinken! Freundesantritt auf Nummer eins!"

"Zwei, wenn hohe Frauen wünschen!" rief der Guest begeistert ein! "Drei, besonderer Werth des Weins! Stimmt hier alles, und außerdem bin ich leidend, wie bekannt."

Frau Liesbeth sprang auf. "Ich bin als Hausfrau die Nächte dazu!" rief sie lustig, "und mein Mann hat mich gut erzogen!" Und hinaus eilte sie mit leichtem Fuß.

Sie saßen draußen unter der blühenden Alazie. Es war ein warmer, tößlicher Maiabend. Am blauen Himmel stand klar und scharf gezeichnet der Mond. Vom nahen Walde her schallte geheimnisvoll der Ruf des Käuzlein. Mit glöckenhellem Klang läuteten die Gläser zusammen. "Nun singen wir eins!" rief der Oberförster; "es hört uns kein Mensch in dieser Einsamkeit, und wenn fern im wilden Forst der Wanderer es vernähme, dann würde er sich's als gutes Zeichen deuten. Also los: Im Krug zum grünen Kranze!" Und hell und klar und voll und kräftig schallte es hinaus in die finstne Nacht, die wohlgeschulten Stimmen der Männer und Frau Liesbeths frischer Sopran, bis zum vollständigen Schlus die Kelche sich gegeneinander neigten:

"Es lebe die Liebste Deine
Herzbruder im Vaterland!"

Der Assessor hielt das leere Glas gegen Frau Liesbeth hin: "ehrlich gemeint!" wollte er sagen, aber er sagte nichts! Verwundert und wie gebannt hing sein Auge an einer neuen Erscheinung, die er bisher hier nicht gesehn. Im weißen Kleide, über das nachtdunkles Haar in mächtigem Lockenschwall herabfiel und löse die Schultern umwallte, stand dort im Zwielicht am Stamm der Alazie die Gestalt eines Mädchens. Das Licht des Mondes fiel hell gerade auf ihr weissem Gesicht und spiegelte sich glänzend in den großen, dunkeln Augen. Um den feinen Mund lag ein verhaltenes Lächeln.

"Ah, Miss Leila!" rief Frau Liesbeth und sprang auf: "herrlich, daß Sie noch kommen. Hier unser lieber Guest, von dem ich Ihnen erzählte. Miss Leila Sounder aus Schottland!"

Das fremde Fräulein reichte ihm eine schmale, zarte Hand hin. "Ich freue mich sehr, Sie zu sehen!" sagte sie in fremdartigem Tonfall. Jetzt kam dem Assessor erst der Gedanke an den „reizenden Guest“, von dem ihm Frau Liesbeth geschrieben.

"Donnerwetter!" sagte er nur leise in sich hinein, als sie wieder am Tisch saßen. War's vorher schon schön gewesen, dies war jetzt der Thau in der Rose.

"Aber nun hol' ich uns Licht!" rief Frau Liesbeth. Und

beim Schein des Windlichtes, um das bald allerlei kleines Nachgesindel zu flattern und seine Kreise zu ziehen begann, kannte der Assessor nun das interessante und einnehmende Mädchengesicht beobachtet, das sich ihm zuwandte. Sie sprach ziemlich fertig deutsch, aber mit jenem eigenartigen Dialekt der Engländerinnen; und es störte nicht. Es lag etwas Fremdartiges, Verträumtes in der ganzen Erscheinung des Mädchens.

"Sie ist Geellschaftsmauer bei der Gräfin im Schloß dort hinter dem Walde," unterrichtete ihn der Freund, als sie mit Liesbeth ins Haus gegangen war, um eine neue Auslage zu besorgen. "Von heute an bleibt sie acht Tage bei uns, die Gräfin fährt zu Verwandten. Sie ist ein famos Mädel, aber leider arm wie eine Kirchenmaus. Doch das ist ja kein moralischer Fehler. Wenn die Gräfin wieder kommt, führt sie mit ihr nach Schlangenbad." Da kamen die Damen zurück.

Es wurde ein prächtiger Abend. Der Mond stand tief am Himmel, als sie auseinandergingen in der ambrosischen Nacht. Der Assessor neigte sich auf die zarte Hand Leila's. Es fehlte nicht viel, dann hätte er sie gefühlt, diese schlanken, fühlenden Finger.

Es war alles Jauchzen in ihm, als er auf seinem Zimmer aus dem Fenster lehnte, die heiße Stirn in der Nachlust zu baden.

"Sie ist wunderschön!" sagte er leise. "Was wäre das für eine unsagbare Wonne, dieses süße Weib jetzt in die Arme zu schließen, — aber sacht stets, — und bedacht stets, — ist Lebens Hochgenuss."

Er stützte das Haupt in die Hände und dachte an Leila. Draußen rauschte leise der Wald. Und Leila stand unten in ihrem Zimmer und stellte ihr Haar auf, kaum es meisteinnd mit den kleinen Händen. Wie sie in den Spiegel schaute, blickte ihr ein ernstes und wehmüthiges Mädchengesicht entgegen.

Am nächsten Morgen dachte der Assessor ruhiger. Aber doch hing sein Auge wie gebannt an den Zügen des so eigenartig reizenden Gesichtes. Das Haar trug sie nicht mehr lose. Im mächtigen Knoten lag es ihr im Haaren. Das einfache, weiße Kleid, den schönen Hals ganz frei lassend, ohne Schmuck und Geschmeide, floß weich um die hohe Gestalt. So trat sie ihm freundlich entgegen.

"Nun amüsirt Euch miteinander den Vormittag über!" sagte Frau Liesbeth harmlos und nahm ihren Schlüsselkorb: "ich muß mich um die Wirtschaft kümmern! Adieu!" Der Oberförster arbeitete mit dem Secretär.

"Gehen wir in den Wald?" fragte er.

"Sehr gern! Ich habe ja Ferien und kann thun, was ich will!" gab sie heiter zurück.

Da gingen sie hin. Fern am See auf einem großen Stein im Schilf lagen sie zusammen. Sie ordnete die Waldblumen, die er ihr gepflückt, und schaute sinnig aus den dunklen Augen auf sie nieder und erzählte ihm von der bergigen, wilden Heimat, dem Bergdorf Dunmoora im engen Thal, den dunkeln, tiefen Bergseen und dem trostigen, harren, getreuen Volk, das an seinen Ufern wohnt. Und wie vergaucht hörte er zu. Und wie Musik hing ihm die fremdartige Wortbildung aus ihrem Munde.

Sie hatte geendet. Nachdenklich blickte sie hin über die stille, unbewegte Wasseroberfläche. Hin und wieder sprang plötzlicherweise ein Fisch auf. Still dehnten sich die Kreise und vergingen. Schimmernde Wasserjungfern mit stählern glänzenden Flügeln schwammen um das Röhricht. Über den blanken Seespiegel schossen im lautlosen, hastenden Fluge die Schwäbchen. Vom Walde her rückte eine Waldtaube. Alles still, — seierlich still. Und tiefer Erniß lag um die frischrothen Lippen des Mädchens.

Der Assessor schaute sie unverwandt an.

Da wandte sie mit flüchtigem Lächeln das Angesicht ihm zu.

"Ich freue mich auf die kommende Woche," sagte er ehrlich. "Wollen wir gute Kameraden sein?"

"Ich bin immer guter Kamerad," antwortete sie, und das Lächeln um ihren Mund wurde deutlicher.

"Ich auch!" rief er. "Schlagen Sie denn ein, mein guter Geisel, Miss Leila! Wir zaufen uns nie, wir sprechen immer die Wahrheit gegeneinander und haben Vertrauen zu einander. Wollen Sie? Man kann sich das Leben ja so schön machen unter Leuten von Herz und Ehre! Und sie finden sich immer zusammen!"

Er hielt ihr die Hand hin. Zögernd legte sie die ihre hinein: "All right," sagte sie und sah ihm ins Gesicht mit ihren großen, dunklen Augen. Er hielt die Hand fest, die sie ihm entziehen wollte.

"Noch nicht!" bat er. "Ich liebe die tapferen Hände. Und eine solche halte ich. Ich habe Respect vor einer Mädchenseite, die sich bewährt im Kampfe um's Leben, mehr als vor einer Hand, die nicht arbeiten und spinnen kann. Ich bin Offizier. Und wer fest steht in Kampf und Streit, der ist mir wert." Er hielt wieder auf die Mädchenseite, die er noch immer gefaßt hielt.

Leila blickte ihn fast herzlich an.

"So sprechen die wenigsten Männer!" sagte sie leise. Plötzlich flog es rot über ihr Gesicht, und schnell entzog sie ihm die Hand.

"Lassen Sie uns gehen!" bat sie und sprang von dem Stein auf.

Sie wurden sehr gute Freunde. Es waren überhaupt tödliche Tage im Wald und Busch. Und die ganze, kleine Haushgemeinde wuchs zusammen, als wären sie einander niemals fremd gewesen. Nur Eine fing an, besorgt auszusehen. Das war Frau Liesbeth.

"Hör' mal," sagte sie am vierten Morgen, als sie mit ihrem Manne allein am Kaffeetisch saß, "wird Dir nicht bange? So hatte ich mir das nicht vorgestellt."

"Was hastest Du Dir nicht so vorgestellt?" fragte er über die Zeitung hinweg halb in Gedanken.

Den Verkehr zwischen Leila und Völlmar. Die Sache wird bedenklich. Heute mit Morgengrauen sind sie schon in den Wald gezogen. Er ist ja wie blind und toll in das Mädel verliebt, und sie läßt sich ziehen. Und es kann ja doch nichts daraus werden! Ich hätte ihn für verständiger gehalten. Sie hat ja nichts, gar nichts als ihre Schönheit."

Der Oberförster legte die Zeitung hin und blickte der jungen, ganz erregten Frau nachdenklich lächelnd ins Gesicht: "und außerdem ist sie ein ausgezeichnetes Mädel, wolltest Du noch hinzusehen, nicht wahr?" sprach er und sah seine Frau um die Hüfte. "Ja, ja; die ich rief, die Geister, werd' ich nur nicht los," citirte er wieder nach seiner Gewohnheit. "Werden kann ja allerdings nichts daraus, als höchstens eine Thorheit. Aber was sollen wir machen? Wir können ihn und können sie nicht hinausweisen. Ich habe ihm nicht ohne Absicht an ersten Abend gesagt, daß sie arm ist wie eine Kirchenmaus. Ich weiß auch nicht, was er sich bei diesem Hofmachen denkt. Er ist sonst kein Mann, der mit einem Mädchen spielt. Er muß' mal wieder auf den Busch klippen."

"Hätte ich gewußt, daß die Sache so ernst werden könnte, hätte ich ihn ein anderes Mal eingeladen," seufzte Frau Liesbeth und stellte die gebrauchten Tassen zusammen. "Schau, du kommen sie," unterbrach sie sich, "ein prächtiges Paar in deed wie Leila sagt, schwack bloß die beiden Figuren! Und wie er auf sie einredet. Und sie mit gesenktem Gesicht daneben, ganz rot übergesessen, und wie er ihr jetzt die Blumen reicht, — Fritz, was habe ich gemacht: das gibt doch ein Unglück!"

"Er hat nichts, und sie hat nichts," brummte der Oberförster, "macht zusammen Nichts; aber Sünde und Schade ist's um die beiden. Das verschlachte Geld!" Frau Liesbeth ging eilig hinaus. Leila und der Assessor traten durch die Gartentür ein.

"Donnerwetter, ist das schön da draußen in diesem Wald!" rief er fröhlich; "wir sind bei den Diebstählen gewesen und haben gelehrt wie das Morgenrot sich im Wasser spiegelt." Leila verschwand. Aber er erzählte nicht, wie sie gesehen hatten, daß zwei Gesichter dicht nebeneinander in der purpurglänzenden Blüte sich auch gespiegelt hatten, und daß er gestutzt hatte: "Leila, wie sind Sie schön!" Und daß sie zurückgetreten war und die gesalbten Hände gegen ihn erhoben und in der Noth des Augenblicks flüstern zu ihm gesagt hatte mit herzbeweglichem Flehen: "Bitte, sagen Sie es etwas nicht! Dann darf ich nie wieder mit Ihnen gehen! Und wir wollen ja gute Kameraden sein!" Und er hatte ihre Hände gehabt und ihr versprochen, es nie wieder zu thun, — und dann waren sie wieder gute Kameraden gewesen, ganz gute, vertraute Kameraden. Und die Sonne schien so golden, und der Wald leuchtete im jungen Grün des Buchenlaubes, und die Droste sang von fern, und über ihnen schmetterte ein Buchsfeind sein Lied in das Frühligh binein; ringsum Duft und Glanz und Klang und Frieden. Und beide jung.

Der Oberförster brachte es doch nicht fertig, den Freuden zu warnen. Er war ein paar Mal dicht daran, aber er wußte nie recht, wie er's anfangen sollte, ohne ihn zu verlegen. Was er wissen sollte, das wußte er so wie so. So steh er es denn und ließ der Sache ihren Lauf. Das Leben in der Oberförsterei war auch noch nie so prächtig gewesen, wie in diesen Tagen, über denen es wie Sonnenlanz und Märchenzauber lag, und auch Frau Liesbeth ließ Glanz und Zauber an sie wirken. Der Assessor hatte in seiner Freude etwas Unbedeutendes, Unwiderrührliches. Aber als sie wieder nach einer Abend voll Sang und Klang nach Mitternacht das aschblonde Haar löste, da sagte sie doch wieder: "Um Himmelswillen, was soll daraus werden! Hast Du die Augen gesehen? So könnte weinen, wenn ich daran denke, daß diese Tage aufhören werden; aber ich wollte doch, sie wären erst zu Ende!"

Und sie sollten zu Ende kommen.

Es war der letzte Nachmittag vor der Zurückfahrt der Gräfin. Oberförsters hatten sich mit ihrem Besuch beim Nachbar drüber im Königlichen Forst angemeldet. Der Wagen stand vor der Thür. Da kam durch den Wald der Telegraphenbote gegangen. Der Oberförster rief das Telegramm auf "Bewünscht," wetterte er, "melbet sich weiß Gott eben de Forstrath an! Kann also nicht mit, und Liesbeth. Du mußt auch hier bleiben und die Honneurs machen. Völlmar, dann fahre nur mit der Mutter allein, und lasz den Wagen gleich vor Krüger's aus zur Bahn gehen. Kann Euch leider nicht wieder abholen lassen, und Ihr müßt schon zu Fuß nach Hause gehen Adieu, adieu!"

Sehr nachdenklich schaute Frau Liesbeth dem dahintrollenden Wagen nach. "Fritz, Du bist aber wirklich kindlich!" flagi sie. "Da läßt Du nun das Liebespaar heute Abend alles durch den Wald heimwärts ziehen!"

"Ob am Abend oder am Morgen, das bleibt sich wohl einigermaßen gleich," gab er zurück, "außerdem sind die Kinder mir doch zu groß, um für sie die Verantwortung zu übernehmen." Sie traten ins Haus zurück.

Und die erwähnten großen Kinder fuhren harmlos und vergnügt durch den prächtigen, frühlingssprühsamen Wald und waren sehr verständig. Die strengste Frau Oberhofmeisterin hätte nichts entdeckt, das gegen den besten Ton verstößt hätte. Er erzählte ihr mit Eifer von den Kennzeichen des Alters der jungen Kiefernpflanzungen und von fünfzig- und hundertjährigem Umgang im Forst. Zuweilen unterbrach sie ihn, wenn sie ein Wort, einen technischen Ausdruck nicht verstand, und dann schauten sie einander wohl ganz zufällig mit begegnendem Blick in die Augen, und einmal griff er schnell nach ihrer Hand, als er sie auf ein Stück Schwarzwild aufmerksam machte, das von Kartoffelacker drüber zu Walde zog, und er vergaß, ihre Hand loszulassen, bis sie den Schirm ausspannte. Bei den gastlichen Oberförsterleuten gab es großes Bedauern über das Ausbleiben der Nachbarn, und der Nachmittag verließ durchaus standesgemäß und friedlich, bis sie zur rechten Zeit, angefischt bei langen Nachhauseweges, sich auf den Heimweg machten.

Es war Vollmond. Wie eine strahlende Ampel hing der Mond über Walde, klares, bläuliches Licht und scharfe, dunkle Schlagschatten ausstreuend. Es waren noch immer jo tödliche warme Abende. Es war eine Lust, zu wandern in solcher Lust und in solchem Licht. Oben das geheimnisvolle Rauschen und Raunen, die priesterliche Sprache des Waldes, und sonst die unendliche, feierliche Stille und Weitferne ringsum.

"Ich habe mich auf diesen Gang gefreut," sagte der Assessor. "Es ist wohl das letzte Mal, daß wir so selbänder durch den Forst ziehen. Wollen Sie freundlich an den Mann denken, der beim Frühstück und beim Sonnenlanz mit Ihnen durch ihn hinwandern durfte?" — Sie nickte und sah ihn herzlich an.

Sie gingen an einem Wasser vorbei, aus dessen hellen Spiegel der volle Mond leuchtend blickte. Ganz leise quälten einige Frösche, wie unentschlossen, ob das Konzert schon beginnen sollte. Jetzt plumpsen sie erschreckt mit langem Stoß ins Wasser, und über das goldige Gesicht des Mondes liegen zogen Kreise um Kreise, einander drängend und schneidend. — Sie hatten etwa die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Dicht am Wasser standen zwei Erlenstämpfe dicht bei einander.

Die dunkelgelbe Diebstähle glänzte im Mondlicht. „Sagen wir einen Augenblick, um auszuruhen?“ fragte er.

„Eine kleine Rast dürfen wir wohl machen,“ gab sie freundlich zurück.

Sie sahen eine Welle stumm und sahen ins Wasser. Jemand, wo in der Ferne schlug eine Nachtwalze am Waldesbaum. lautlos huschte eine flatternde Fledermaus um sie her, und Nachthalter taumelten über den Weiher. kaum vernehmbar lispelte es im Schiff.

„Ich habe eine Abschiedsbitte!“ sagte er und legte leise die Hand auf ihre.

Sie sah ihn mit den großen, dunklen Augen fragend an. Das Licht von oben spiegelte sich in den feuchten Sternen: „Was denn?“

„Singen Sie mir noch einmal das Lied von Lenau:

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Liegt des Mondes bleicher Glanz;

ich bitte Sie, thun Sie es!“ drängte er flehend.

Sie stand auf. „Dann lassen Sie an die Eiche da mich lehnen,“ sagte sie. „Sie sind so gut gegen mich gewesen; es freut mich, wenn ich Ihnen mit so Begeisterung danken kann.“

Er sah zur ihr auf und reichte ihr beide Hände hin.

„Und noch eines, Leila, und versagen Sie mir auch das nicht; versprechen Sie es mir vorher, Sie liebliche! Haben Sie Vertrauen zu mir?“

Sie nickte und legte ihre Fingerspitzen auf seine.

„Also versprechen Sie es mir?“

Sie nickte wieder mit ernstem Gesicht.

In seinen Augen war Feuer:

„Leila, lösen Sie Ihr Dunkelhaar, wie an dem Abend, als ich zuerst Sie sah!“

Ihre Augen lagen seit in den seinen, wie in seinem Bann. Sie löste ihre Hände und hob sie langsam, wie zägend und zweifelnd, zu ihrem Haupt, — aber mitten in der Bewegung hielt sie inne:

„Und Sie bitten mich um nichts weiter? Ganz gewiß nicht? Bei Ihrer Ehre nicht?“

Da stand er aufrecht vor ihr und streckte die Arme verlangend nach ihr aus: „Ja, Leila,“ rief er laut, „ich bitte Dich um mehr! Um Dich selbst!“

Vor ihm stand die weiße Gestalt, vom Mondenglanz überstrahlt. Aus blossem Gesicht sahen ihre Augen ihn an wie im Entzücken; einen Schritt trat sie zurück, und wie zur Abwehr hatte sie die Hände vorgestreckt.

„Ich kann nicht! Ich darf nicht!“ flüsterte sie hastig. „Um Gotteswillen, seien Sie mein Freund; aber Ihre Braut kann ich nicht sein!“

„Und warum nicht?“ fragte er tonlos und ließ die Arme sinken wie ein müder Mann.

Sie griff in die Tasche ihres Kleides und hielt ihm ein kleines Bild hin: „Er verbietet's, und ich gehöre ihm zu Dienst und Gehorsam!“

Er sah ein jugendliches, bartloses Männergesicht vor sich. Einen kurzen Blick warf er darauf, dann schlug er die Hände vors Gesicht und sah ächzend zurück auf den Erlenstumpf.

„Leila, das hätten Sie mir früher sagen sollen!“ stöhnte er wie ein wunder Mann.

Sie war wieder dicht an ihn herangetreten.

„Es weiß es kein Mensch auf der Welt, außer nur Sie, mein Freund,“ sagte sie leise mit tiefem, herzlichem Ton; „auch Liesbeth weiß es nicht.“

Sie setzte sich zu ihm nieder auf den anderen Erlenstumpf.

Zu ihm geneigt sprach sie leise weiter:

„Er ist ein junger, deutscher Geistlicher. Ich lernte ihn kennen in meiner früheren Stellung. Seine Familie will es aber nicht. Er soll keine Engländerin heirathen, und keine, die arm und mit leeren Händen zu ihm kommt. Darum darf es seiner wissen. Treue um Treue ist ein deutsches Wort, nicht wahr? Darum bleibe ich ihm treu, — und Sie, Sie, Sie bleiben mein Freund!“

Sie neigte sich so dicht zu ihm, daß ihr Atem seine Hände streifte. Nun ließ er sie sinken. Sein Gesicht sah wie verwüstet aus.

„Ja, Leila! Gib mir die Hand darauf, daß Du meine Freundin bleibst!“

Er drückte seine heißen Lippen auf die kleine, zitternde Hand.

„Und nun las uns gehen!“

Sie wußten es beide nicht, daß er „Du“ sagte.

Schweigend gingen sie weiter. Er blieb vor sich nieder und trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirn. Sie ging dicht neben ihm, wie mittelstig auf den starken Mann blidend, den die Liebe und das Leid so hart gesetzt um ihrewillen.

Dort schimmerte endlich das Licht aus der heimatlichen Oberschürze durch die Eichtung. Sie standen am Waldbauern.

„Leila,“ brach er das tiefe Schweigen, „hier geben unsere Wege jetzt auseinander. Lassen Sie uns Abschied nehmen. Nachher sind wir wieder Freunde. Ich werde Sie nie vergessen, und ich wünsche Ihnen Glück und Frieden Ihr Leben lang. Aber eines bitte ich doch: Sagen Sie mir als ein ehrliches Mädchen: Wäre Er nicht gewesen, — ließen Sie mich dann auch so traurig gehen?“

Sie sah ihm gerade ins Gesicht und sagte nichts. Aber im Mondeslicht funkelte es wie eine Thräne um ihn in ihrem Auge. Ihr Mund lächelte mild. So traten sie hinaus aus dem Walde, der ihr Geheimnis barg.

Es ahnte und riet es leider. Leila ging als übermüdet auf ihr Zimmer, und der Adjutor trank in guter Haltung mit dem Oberschürze und dem Forstrath eine Flasche Kühlesheimer. Er war ruhig und heiter. Wenigstens äußerlich.

Aber drinnen auf seiner Kammer stand er lange, lange am Fenster und sah die Sterne wandern und rechnete ab mit den hinter ihm liegenden Tagen. —

Am nächsten Morgen ging Leila zurück auf das Schloß. Sie nahmen freundlich und herzlich Abschied von einander. Wie fest der letzte Händedruck war, das wußte keiner!

Borher hatte sie der Frau Oberschürze in der Küche geholfen beim Spülenspielen.

„Wie war's denn gestern?“ hatte Frau Liesbeth harmlos gefragt.

„So sehr hübsch; mit solchem Cavalier läßt sich's schon wandern,“ antwortete Leila scherhaft unbesangen.

„Ja, Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle; und auch alle

Neigungen und Bedürfnisse und einige Fehler eines Cavaliers. Leider aber nicht das Vermögen. Er ist arm und auf eine reiche Frau angewiesen, mit einer armen würde er unglücklich werden. Er selbst würde das nicht gelten lassen, aber ich kenne ihn von Jugend auf.“

Sie warf einen schnellen Seitenblick auf Leila. Die war sehr rot geworden und wühlte mit der selben Hand im Spinat. —

Es war im Herbst. Der Forstassessor war zum Oberschürze befördert. Draußen hing das Laub gelb und schlaff an den Buchen und Eichen, und es raschelte im Hagelorn, wenn der Wind durch den Wald fuhr und Blatt um Blatt herunterwirbelte, daß sie lautlos sich ins weiche, feuchte, modrig duftende Grasbetteten. Ab und zu trieb er auch einen prahlenden Regenguß gegen die Fenster der stillen, einsamen Oberschürze, daß die Trocken in langen Streifen an den dunstigfleckten Scheiben niederrannen. Es ging gegen die Abenddämmerung. Der Oberschürze war eben aus dem Revier heimgekommen und sah in Hausschuhen und Zoppe am Schreibstisch. Kuno hatte sich vor dem Ofenloch gelagert und blinzerte in die rohe Glut, die drinnen flackernde, behaglichen Schein und angenehme Wärme verbreitend.

Der Oberschürze griff nach den Briefen, die auf dem Tische lagen.

„Ah!“ dachte er angenehm überrascht, ein Schreiben in zartem, klarscharfem Umschlag öffnend, „von Frau Liesbeth! Das ist ja erfreulich. Was will sie denn?“ Er lehnte sich zurück im Stuhl und begann zu lesen mit dem ruhigen Gesichtsausdruck eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist. Aber plötzlich nahmen seine Augen einen sehr gepanzten Ausdruck an, und er begann unruhig hin und her zu rütteln.

„Ohne Frage entstehen Sie Sich noch unserer Miss Leila, für die Sie Sich damals ziemlich stark zu interessieren schienen. Denken Sie nur, wie es ihr ergangen ist. Kurz nachdem Leila aus Schlangenbad zurückgekommen war, enthielt sie mir eines Tages, — wir sahen am Sollweiser auf zwei Erlenstümpfen; es hatte geregnet, und ich holte mir einen greulich echten, gelben Fleisch auf meinem weißen Kleide; doch das nebenher! — enthielt sie mir ihr seit längerer Zeit bestehendes Verlobniß mit einem jungen Pastor deutschen Gebürters. Die Schlange! Hätte sie das früher gethan, dann hätte sie mir manche Sorge erspart. Das freute mich außerordentlich, und ich wünschte ihr alles Gute. Ja, ich war sogar so unverständlich gutmütig, den Herrn zu uns einzuladen. Ich kann gerade nicht behaupten, daß er mir so ausnehmend gefiel; aber ich sollte ihn ja auch nicht heirathen. Den Eindruck einer leidenschaftlich verliebten Braut machte Leila mir ja auch gerade nicht. Ein Mal, als sie aus dem Walde zurückkamen, schienen sie sogar beide recht verzerrt zu sein. Aber dann reiste er in gutem Frieden ab, und sie schrieben einander durch meine Vermittelung, — bis sich eines Tages Leila außer sich ins Sophie warf und laut weinend mir den eben geöffneten Brief hinhielt. Er kündigte ihr unter allerhand süßen Redensarten den Handel. Die Sache war ihm eben zu ausichtslos und war ihm übersatt geworden. Es machte mir übrigens den Eindruck, als wenn es mehr Thränen des Zornes und der Verachtung über den Wortbrud, als solche der verzweifelten Liebe waren, die die leidenschaftliche Leila weinte. Ich sah sie noch am Fenster stehen, die Lippen fest zusammengepreßt und das thränenfeuchte Gesicht zwischen den Händen drehend, während ihr das schöne, gelöste Haar ums Gesicht fiel, von dem Thräne auf Thräne niedertropfte auf meine Geranien. Ich küßte sie und ließ sie allein. Lange hörte ich sie auf und ab gehen. Als ich wieder kam, stand sie vor meinem Näßtisch und hielt, — nun raten Sie mal, — wessen Bild in der Hand? — Ihres, lieber Voltmar! Sie stellte es wieder hin bei meinem Eintritt. Er war ein Cavalier! sagte sie, und es zuckte wieder um ihre Lippen, und der andere war kein Cavalier! seigte sie bitter hinzu. — Sie hat schwer mit ihrem Stolz gekämpft, und als sie jetzt am ersten October nach Schottland zurücktrat, — Deutschland ist mir verleidet! sagte sie ungeduldig auf meine Frage, — da war sie eine andere als zur Zeit, als Sie sie kennen lernten. Ich habe sie in unserm Hause nicht wieder lachen sehen. Sie ist jetzt nach ihrem letzten Brief in ein College für afghanische Missionarinnen eingetreten. Der alte Vogel auf Capri vollführte: der Entbedeutung oder Wiedererziehung der blauen Grotte. Erst seitdem er ihre, bei den Capretten als teuflisch verrufene Schönheit von diesem Malet befreit, — wie ihm das gelang, hat er selbst anmutig beschrieben, — ist die Grotte eine der größten Sehenswürdigkeiten Italiens geworden, die besucht zu haben der große Stern im Himmel der Fremden zwingt, und damit deren die Capri-Bewohner wohlhabende Leute geworden sind. Hört man dann noch dazu, daß Kopisch Malet, freilich sein sehr bedeutender war, daß er ein paar Dramen gemacht hat, daß er neapolitanische Comödien und italienische Volkslieder übersetzt hat, daß er Dante's göttliche Comödie übertragen und wissenschaftlich kommentirt hat, und daß er schließlich gar eine „Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam“ schrieb, so wird die Frage interessant, was denn nun unter solch mannigfachen Kunstbetätigungen dieses Mannes Eigentümlichstes war. Die Antwort soll noch kurz verhüllt werden.

Der Breslauer Kaufmannssohn begann als Maler in Dresden, Prag und Wien. Ein Sturz auf dem Eis, der eine Schwäche der Hand zurückließ, erschwerte ihm die berufsmäßige Ausübung seiner Kunst und drängte seine expansive Natur nach anderen Richtungen. Der zwanzigjährige kam nach Italien und blieb dort, meist in Süditalien, fast ein Jahrzehnt. Dort drang der Poet in ihm durch. Südliche Naturschönheit und der starke Einfluß Platens, dem er Freund wurde, wirkten zusammen. Freilich waren seine Öden aus jener Zeit nur Kaufschmöpfe, aus Naturbegeisterung und Jugendliebeschäumen geboren. Die festen Linien einer Persönlichkeit verrathen sie noch nicht, und an innerer Form gebricht es ihnen noch mehr, als denen seines strengen und bewundernswerten älteren Freundes Platens. Feierlichkeit lag nun einmal seiner erdenwarmen, naiv heiteren Natur nicht. Friedrich Wilhelm IV., den er als Kronprinzen in Neapel kennen lernte, und dem er seitdem aufrichtig ergeben war, zog ihn nach seiner Residenz. Hier, auf deutschem Heimatboden, fand er die echt volkstümlichen, ganz persönlichen Töne, für die ihm seine Volkslieder-Uebersetzungen aus dem Italienischen eine bessere Vorschule gewesen waren, als seine Platens-Schülerchaft, aus der heraus er selber allerdings glaubte, sein Bestes geschaffen zu haben. Wie in den, in der Artie nie besonders guten Skizzen des Malers ein seines, intimes, coloristisches Gefühl überrascht, so ist auch die unbefangene, plauderfröhliche, warme Lebendigkeit, das leicht Improvisatorische, das anmutig Melodische ein Haupttreiz dieser späteren Gedichte, deren beste

mit aller Kraft seines heißen Herzens nach Ihnen sehnt und nach Ihrem Wort und Brüh, Leila! — Den Brief hatte er in Ihr Heimatdorf gefandt. Und da lag nun der Brief aus Edinburgh. Sein Herz schlug hoch auf. Er wog ihn in der Hand. Sein Schatz! Träte Sie jetzt in die Thür, — er würde Sie an sich reißen und ihre Lippen suchen, sie in die Arme schließen, wie ein Mann ein geliebtes, holdes Weib umschlingt,

— warum war sie nicht selbst gekommen? Ach nein, sie war ja zu arm. —

Der Umschlag flatterte auf den Boden. Kuno sah neben ihm und roch daran und hob unwillig den zottigen Kopf und sah den Herrn an.

Es war ein kurzer Brief. Klar und vornehm standen die Buchstaben da. Er las. Sie schrieb auf Englisch: „Dear Sir! Von Ihnen Worte zu hören, wie die, die Sie mir geschrieben, ist ein Glück, das ein Mädchen betrüben kann. Ob ich Sie, jetzt, wo ich frei bin, wieder lieben kann? Ich reiche Ihnen die Hand und sage: Ja, das kann ich! Ich wollte nur, ich dürfte es auch! Aber eben weil ich Sie liebe, — da steht es geschrieben! — darum darf ich es nicht. Ich höre Frau Liesbeth's Stimme an einem hellen Frühlingsmorgen: Er ist auf eine reiche Frau angewiesen. Mit einer armen würde er unglücklich werden. Er selbst würde das nicht gelten lassen; aber ich kenne ihn von Jugend auf. Ja, ich liebe Sie — und will Sie glücklich wissen. Farewell for ever! Leila.“

Auch der Brief flatterte auf die Erde. Der Oberschürze stand da, das Haupt tief geneigt; eine Hand hatte er hart auf den Tisch gestützt.

Kuno sah zu ihm auf und wedelte mit der buschigen Rute den Brief weg. Es knisterte ganz leise. — Hinter den dunklen Bäumen ging die Sonne funkelnd unter und warf einen blutroten Strahlenschein durch das Fenster in das Zimmer auf den einsamen Mann. Leile schwieben draußen die letzten Blätter von den Bäumen und fielen lautlos ins Waldmoos.

„O, Liesbeth!“ seufzte er tief auf.

Rachens verboten.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von Carl Meissner-Dresden.

er Dichter, dessen Geburtstag sich am sechszigsten Mai zum hundertsten Male jährt, ist keiner, dessen Namen zu kennen und dessen Werke „gelesen zu haben“ zum guten Ton gehört. Aber, was mehr und besser ist, man kennt einzelne seiner poetischen Kinder und hat sie lieb, oft, ohne den Namen ihres Vaters zu wissen. Jemandwo sind sie einem und einer jeden einmal begegnet und haben sich, wenn nicht dem Wortgedächtnis, so doch der Stimmungserinnerung eingeprägt. Entweder war's im Schullesebuch, daß den kindlichen Geist „Des kleinen Volkes Ueberfahrt“ und „Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmannen so bequem!“ märchenhaft anheimelte, oder dem reiferen Fühlen hat die prächtige, schlichte Volks-Vallade: „Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt!“ einen Schauer der Schönheit, die sich in deutscher Freundschaftsfeuer feucht verbirgt, geweckt. Und wenn dann auch die in warmen Humor gelöste Satire auf das „Allzuconservative“, die Kopisch im „großen Krebs im Mohriner See“ giebt, nicht allen bekannt ist, so haben doch alle einmal empfunden, daß er in „Als Noah aus dem Kasten war“ und in „Der Satan und der schlechte Zeicher,“ das eigenartige Erdbebenen der munteren Weinlaune zu poetisch echten Schwanzgedichten gestaltet hat, die es mit dem besten Neuhälichen von Scheffel aufnehmen können. — Auch in Italien lebt noch heute sein der romanischen Jungen schwer aussprechbarer Name. Diese Ehre verdankt er nun freilich nicht einem Dichter, sondern einer mutigen Junglingshätte, die er 1826 mit dem zaghaften Don Pagan, seinem Wirth, auf Capri vollführte: der Entbedeutung oder Wiedererziehung der blauen Grotte. Erst seitdem er ihre, bei den Capretten als teuflisch verrufene Schönheit von diesem Malet befreit, — wie ihm das gelang, hat er selbst anmutig beschrieben, — wie ihm das gelang, hat er selbst anmutig beschrieben, — ist die Grotte eine der größten Sehenswürdigkeiten Italiens geworden, die besucht zu haben der große Stern im Himmel der Fremden zwingt, und damit deren die Capri-Bewohner wohlhabende Leute geworden sind. Hört man dann noch dazu, daß Kopisch Malet, freilich sein sehr bedeutender war, daß er ein paar Dramen gemacht hat, daß er neapolitanische Comödien und italienische Volkslieder übersetzt hat, daß er Dante's göttliche Comödie übertragen und wissenschaftlich kommentirt hat, und daß er schließlich gar eine „Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam“ schrieb, so wird die Frage interessant, was denn nun unter solch mannigfachen Kunstbetätigungen dieses Mannes Eigentümlichstes war. Die Antwort soll noch kurz verhüllt werden.

Der Breslauer Kaufmannssohn begann als Maler in Dresden, Prag und Wien. Ein Sturz auf dem Eis, der eine Schwäche der Hand zurückließ, erschwerte ihm die berufsmäßige Ausübung seiner Kunst und drängte seine expansive Natur nach anderen Richtungen. Der zwanzigjährige kam nach Italien und blieb dort, meist in Süditalien, fast ein Jahrzehnt. Dort drang der Poet in ihm durch. Südliche Naturschönheit und der starke Einfluß Platens, dem er Freund wurde, wirkten zusammen. Freilich waren seine Öden aus jener Zeit nur Kaufschmöpfe, aus Naturbegeisterung und Jugendliebeschäumen geboren. Die festen Linien einer Persönlichkeit verrathen sie noch nicht, und an innerer Form gebricht es ihnen noch mehr, als denen seines strengen und bewundernswerten älteren Freundes Platens. Feierlichkeit lag nun einmal seiner erdenwarmen, naiv heiteren Natur nicht. Friedrich Wilhelm IV., den er als Kronprinzen in Neapel kennen lernte, und dem er seitdem aufrichtig ergeben war, zog ihn nach seiner Residenz. Hier, auf deutschem Heimatboden, fand er die echt volkstümlichen, ganz persönlichen Töne, für die ihm seine Volkslieder-Uebersetzungen aus dem Italienischen eine bessere Vorschule gewesen waren, als seine Platens-Schülerchaft, aus der heraus er selber allerdings glaubte, sein Bestes geschaffen zu haben. Wie in den, in der Artie nie besonders guten Skizzen des Malers ein seines, intimes, coloristisches Gefühl überrascht, so ist auch die unbefangene, plauderfröhliche, warme Lebendigkeit, das leicht Improvisatorische, das anmutig Melodische ein Haupttreiz dieser späteren Gedichte, deren beste

doch auch eine feste innere Form haben. Und weil er aus warmem deutschen Fühlen und aus naiver Phantasie-Anschauung heraus zum Dichten kam, so musste er auf einem kleinen Gebiete schließlich Meisterliches leisten. Mit treuberigem Schalkshumor und mit einer Kunst der sprachlichen Nachformung der Naturlauten, die manchmal fast noch Goethes Hochzeitstied übertrifft, erzählt er uns von den Heinzelmännchen und Zwergen, den Elfen und Kobolden, so lebendig und frisch, daß uns diese heimliche Welt der kleinen, meist gutartigen Naturgeister gar märchenhaft und schier möglich erscheinen will. In seinen „Allerlei Weistern“ steht noch manches Gedicht, das verdiente, volksthümlich zu werden und den Ruhm dieses Poeten zu mehren, der ja sicher kein überragend großer, aber eben so sicher ein gut deutscher und ein echter war.

Nachdruck verboten.

Der Lebenslauf einer siebzehnjährigen Cicade.

Von Wilhelm Bergmann.

Seinwohnlich bietet uns die niedere Thierwelt ebenso wie die Pflanzenwelt das Bild des schnell Vergänglichen. Wie die Sonnenrose sich in einem Sommer zur manneshohen, goldene Blüthenförde tragenden Staude entwickelt, um beim ersten Herbstfrost zu sterben, so ist auch dem Heer der unschwärzenden Insekten mehr nur ein Sommer beschieden. Wie aber in Amerika eine Pflanze, die Agave, hundert Jahre gebraucht, ehe sie aus ihrer Blattrosette den Blüthen tragenden Schaft zu kurzem Dasein emportreibt, so gibt es hier auch ein Insekt, eine Cicade, die ganze siebzehn Jahre zu ihrer Entwicklung nötig hat. Ihre Existenz war zwar schon Linne bekannt, aber ihre Lebensgeschichte ist erst jetzt geschrieben worden. Alle siebzehn Jahre wird Ende Mai in vielen Gegenden Nordamerikas der Boden lebendig. In der Nacht entsteigen Tausende und Abertausende von Larven aus senkrechten, fingerbreiten Gängen der Erde. Der Boden erscheint wie ein Sieb. Unter einem einzigen Baume entstehen oft über 20000 Entwicklungen. Die ganze Horde erklettert den Baum, fest sich auf Zweigen und Blättern fest, schon nach einer Stunde häuten sich die Thiere, und der ganze Baum ist mit vollkommenen, geflügelten Cicaden bedekt. Zuerst erscheinen die Männchen. Einige Tage später folgen die Weibchen. Ein tausendstimmiges Liebeswerben der Männchen mit ihren Sing-Apparaten beginnt. Nur fünf bis sechs Wochen erfreuen sie sich des Tageslichtes. In derselben Ordnung, wie sie gekommen, verschwinden sie. Die Erde nimmt sie wieder auf, dieses Mal aber als gemeinsames Grab. Ihr Lebenszweck ist erfüllt. Vierzehn Tage nach dem Ausstreichen haben die Weibchen mit ihren Legebohrern die Minde der jungen Triebe angebohrt und ihre Eier in die Löcher versetzt. Ein einziges Weibchen sorgt im Durchschnitt für 500 Nachkommen. Den Eiern entschlüpfen nach zwei Monaten zwei Millimeter lange Lärochen, die bald herabfallen und sofort in der Erde verschwinden, um sie siebzehn Jahre lang nicht wieder zu verlassen. Jede Larve setzt sich in der Tiefe von etwa einem halben Meter an einer Wurzel fest, baut sich hier eine Zelle von Lehmb und bohrt sich in die Wurzel ein, von deren Saft sie sich ernährt. Hier macht sie in siebzehn Jahren vier Larven- und zwei Puppen-Zustände durch, um sich dann erst, wie ihre Vorfahren, im Tageslicht zur vollkommenen Cicade zu entfalten. Während dieser siebzehn Jahre sind an der betreffenden Stelle keine Cicaden zu finden. Nur ältere Leute können sich der mehrmaligen Wiederkehr der Cicaden-Horden erinnern. Dieses seltene Erscheinen erhöht ihre Beobachtung. So kennt man die Ursache ihrer langen Entwicklung noch nicht. Man vermutet sie in der äußerst geringen Nahrung, die die Larven zu sich nehmen. Auch ist man noch im Zweifel, ob die neben der siebzehnjährigen Cicade vorkommende dreizehnjährige eine andere Art sei, oder ob der Unterschied in der Dauer ihrer Entwicklung nur auf klimatische Einflüsse zurückzuführen sei. Um dies zu ermitteln, hat man Eier der dreizehnjährigen Cicade aus ihrer südlichen Heimat in die nördlicher gelegene der siebzehnjährigen verpflanzt und umgelebt. Im letzten Sommer waren dreizehn Jahre abgelaufen. Soweit bis jetzt bekannt geworden, haben sich wirklich an einem Orte sonst siebzehnjährige Cicaden in dreizehn Jahren entwickelt, während an drei Orten die dreizehnjährigen nicht ausgeschlüpft sind.

Nachdruck verboten.

Die Seeschlange.

Sie Hartnäckigkeit, mit der immer und immer wieder die Nachricht auftaucht, daß Seelehrer eine Seeschlange gesehen haben, läßt es nicht zu, dieses Thier ohne weiteres in das Fabelreich zu verweisen. Es handelt sich nicht um die kleinen, massenhaft im indischen Meere vorkommenden Gitschlangen, sondern um jene Ungetüme, die, wenn sie existierten, an Größe nicht ihres Gleichen unter den Thieren hätten. Schon Olaus Magnus beschrieb 1555 eine Seeschlange von zweihundert Fuß Länge und zwanzig Fuß Umfang, die das Schiff erschütterte, sich wie ein Raubt empörte und mehrere Männer vom Deck hinwegschnappte. Diese Erzählung ist unzweifelhaft übertrieben. Hans Egede, der bekannte Missionar von Grönland, berichtet von einer Seeschlange, die nach einem seiner Beschreibung beigefügtem Bilde als ein wahres Höllenungeheuer erscheint. Aber gerade diese Zeichnung macht es wahrscheinlich, daß er die aus dem Wasser herausragenden Theile eines riesenhaften Kopfführers gesehen hat, der tatsächlich in dem nordischen Meere vorkommt. Dasselbe gilt von der Seeschlange, die 1848 von dem englischen Schiffe „Dædalus“ aus gesehen und abgezeichnet wurde, und von vielen anderen. Überhaupt ist daraus, daß noch niemals Seeschlangen in der Nähe, sondern immer in größerer Entfernung vom Schiffe gesehen worden sind, zu schließen, daß Täuschungen vorliegen. Unter einander schwimmende größere Seefische, die bald untertauchen, bald sich über den Wasserspiegel erheben, können den Eindruck von Schlangenbewegungen hervorrufen. So haben sich oft schon Seeschlangen beim Näherkommen als Riesenhal-

enthüllt. Zu diesen Erklärungen ist kürzlich noch eine neue hinzugekommen, auf Grund einer in der westlichen Ausfahrt der Magellanstraße beobachteten Seeschlange. Eine ungeheure schwarze Schlange bewegte sich in Windungen vorwärts. Die ganze Schiffsmannschaft war einig, eine Seeschlange zu sehen. Der Schiffssarzt aber, der sich die Erscheinung mit einem guten Herzenrothe näher rückte, erkannte deutlich eine Gesellschaft Seelöwen. Der spitze Kopf des einen bildete den Kopf der Schlange. Die einzelnen Biegungen des Leibes aber wurden von je zwei Pfoten gebildet, die die Thiere, ruhig auf dem Rücken liegend, über dem Wasserspiegel getrenzt hielten. Manche Seeschlange mag ähnlichen Täuschungen ihre Entstehung verdanken.

Nachdruck verboten.

Frühling.

Hörst Du die heimgefehrten Staare?
Das ist der Heimat freud' und Glück!
Sie fanden auch in diesem Jahre
Den Weg ins alte Nest zurück.
Sieh, an dem Kästchen auf der Stange
Hockt schwarzbesiedert der Papa,
Er lockt, — man hört es an dem Klange, —
Und bald ist auch das Weibchen da.

Nun pfeift und singt es alle Stunden,
Du kennst die holde Melodie,
Bald hat sich Halm zu Halm gefunden,
Denn Fleiß und Liebe rasten nie.
Kom, stör' sie nicht, die frohen Gäste,
Geh still vorbei, — sie wissen's Dank!
Und bald verstummt im warmen Neste
Vor höh'ren Pflichten der Gesang.

Noch aber schwält es lustig weiter,
Es gibt auch gar zu viel zu seh'n,
Die Luft so warm, der Tag so heiter,
Wer kann auch dabei widersteh'n!
Wer stimmte hent' nicht selber gerne
Ins Lärmen dieser Gäste ein,
Denn kam der Staar, — habt Dank, ihr Sterne! —
So muß und muß es Frühling sein!

Fritz Döring.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Endlich schicke ich Dir auch mein Bild. Ich freue mich immer, wenn die Mama ein Heft von Dir bekommt, denn ich finde dort schöne Bilder und schöne Wälder. Ich heiße Genia, bin sechs Jahre alt, ich lerne schon seit vorigen Sommer lesen und schreiben, meine kleinere Schwester heißt Clariße, sie schreibt aber noch nicht, da sie erst vier Jahre hat. Mein Papa macht Medizin für Krante. Ich grüße Dich, lieber Onkel, schicke recht bald das Heft mit meinem Bilde.

Dorothea (Rumänien).

Genia Vogel.

Nachdruck verboten.

Rosenkranzbeten zu Ehren des heiligen Rochus in Tirol.

Zu dem Gemälde von A. Lübben. — Siehe Seite 73.

Um ersten Sonntag Abend in der Fastenzelt flammen im ganzen Südtirol auf allen Höhen und Bergen helle, lustige Feuer auf. Es ist dies ein Gedenkzeichen an jene furchterliche Zeit, in welcher in der Vergewalt die Pest wütete und eine Unmasse Menschenopfer forderte. Damals ging die Abrede herum in den Thälern, daß auf den einzelnen Bergköpfen und auch in den Weilern allnächtlich Feuer angezündet werden, zum Zeichen, daß dort noch Menschen leben. Heute sind es Freudenfeuer, die weit hinausglänzen in die Landschaft, und

das Jauchzen der Burschen und das Knallen ihrer Peitschen klingt von Thal zu Thal.

Aber nicht nur in Lust und Freude wird dieser Tag gefeiert, sondern auch im Gebete. Der Alpenländer hat unter den Heiligen zahlreiche Patrone für alle möglichen Vor kommisse. Man kann mit Zug und Recht sagen, daß die am tiefstem Herzen stammende Frömmigkeit dieser Leute, welche nur in angestrengter Arbeit, ja nicht selten mit Lebensgefahr dem mageren Boden das abgewinnen, was sie zur Fortsetzung des Lebens brauchen, ihnen der einzige Halt ist. Wie zum Beispiel die Dienstmägde die heilige Rothburga zur Patronin haben, das Wich den St. Antonius, die Hirten den heiligen Wendelin u. s. w., so ist der Patron gegen verheerende Seuchen St. Rochus. Es wird wenige Kirchen geben, in welchen nicht die Statue dieses Heiligen steht, und allenfalls sind Tage zur besonderen Verehrung desselben bestimmt.

Oft in großen Prozessionen ziehen die Leute in die Kirche, und nach einer belehrenden Ansprache des Seelsorgers wird der Rosenkranz mit besonderer Andacht gebetet, daß das Land verschont bleibe von bösen Seuchen durch die Fürbitte dieses Heiligen bei Gott.

Nachdruck verboten.

Schmetterlingsjagd.

Sieben Sie, verehrte Leserin, schon einmal die Jagd eines Vogels auf einen Schmetterling beobachtet? Gewiß befindet sich der gelehrte Schmetterlingskundige, der behauptet, daß Schmetterling nicht verfolgt würden, im Irrthum; auch ist es durchaus nicht nötig, bis nach Kleinasien zu schweifen, um ihn an dem Beispiel der Bienenfreie zu belehren, wie Vogel mit Vorliebe Schmetterlinge verzehren. Die ungemein schönen großen Flügel freilich mögen wenig loden, aber bei vielen Schmetterlingen bleibt doch nach Entfernung der Flügel immer noch ein fetter Biß übrig. Wie oft kann man bei uns einen Fliegenschräper beobachten, der flatternd einem Schmetterling den Weg verlegt, oder einen Rothschwan, der nach mehreren vergeblichen Stichen endlich den Falter erwischt! Auch die Schwalbe verschmäht es nicht, ihre Flugbahn nach einem Schmetterling zu richten, freilich ohne umzuleben, wenn sie ihn verfehlt hat. Sperlinge dagegen sieht man oft Schmetterlinge im Bildstock verfolgen, bis sie die Geängstigten bei einer günstigen Wendung ergreifen. Grasmücken füttern ihre Jungen mit Schmetterlingen, denen sie erst die ungeniebaren Flügel ausgerissen haben. Allerdings hat die Natur auch diesem waffenlosen aller Thiere Schutzmittel nicht versagt. Wir haben schon früher einmal ausführlich dargelegt, wie sie sich durch Schußfärbung und Nachahmung der Gestalt ungewissbar Thiere und Gegenstände der Verfolgung zu entziehen verstehen. Das betrifft aber nur ruhende Schmetterlinge. Diese werden jedoch, außer von Sperlingen, kaum von Vogeln belästigt werden. Aber auch der bunte, weiselauchende, frei in den Lüften schwabende Falter versteht seine Verfolger zu täuschen. Er ahmt den Flug derjenigen Schmetterlinge nach, die die Vogel, sei es ihrer starken Behaarung, sei es ihres unbeschmackten Fleisches wegen, verschonen. Wenn unsern Leserinnen, durch diese Zeilen angeregt, die kleine Thiere aufmerksam zu beobachten, werden sie selbst Beispiele, sowohl für die Schmetterlingsjagd der Vogel, als auch für den Schußflug der Schmetterlinge finden.

Redactions-Post.

Helene W. in Neumünster. — Nach den uns vorliegenden Notizen scheint es, daß die Bistumskarten in Europa zuerst in Deutschland in Gebrauch gekommen sind. Daß sie in China erst im sechzehnten Jahrhundert nachwiesen, es häufigsten in Benedig, das ja damals die glänzendste und für die ganze Sitte tonangebende Stadt Europas war. Benedig scheint aber die Bistumskarten erst aus Deutschland erhalten zu haben, und zwar durch deutsche Studenten, die in Padua studirten. Die Studenten pflegten bei Benedig an ihrer Studien den Professor einen Besuch abzuhaben, und wenn sie den Professor nicht zu Hause trafen, ließen sie ihre Karte zurück. Dieser Brust war in Italien etwas neues, wie aus Briefen der paduanischen Professoren hervorgeht. Kürzlich hat man in Benedig eine solche Bistumskarte aufzufinden. Der paduanische Professor Giacomo Contarini hatte sie am 15. Januar 1572 als Schenkungswürdigkeit mit einem Begleitbrief an einen Freund nach Benedig geschickt. Die Karte trägt in der Mitte ein farbiges Wappen und darunter mit der Hand geschrieben: Johannes Westphal Westphalus. Professor Contarini bezeugt ausdrücklich, daß ihn der deutsche Student habe besuchen wollen, und da er ihn nicht angetroffen, so habe er eine Karte mit seinem Wappen und seinem Namen zurückgelassen, was ebenso merkwürdig wie höflich ist.

Gertrud S. in Nürnberg. — Ja, wer den Führern glaubt, ist schlecht berathen. Seien Sie aus dem Sagenschatz des Harzlandes von Friedrich Günther nach, dort finden Sie den Kern der Geschichte. — Wir haben folgende hübsche Anecdote erlebt: Der Führer eines königlichen Gardes hatte und über alles mögliche „aufgelistet“, dann sagte er: „Die Herrschaften, ist das Belvedere oder Drachenhäuschen; bol, der Drach — vadore, das Hänschen.“

Ehrige Leserin in Kopenhagen. — Die uns vorgelegte Frage ist keine allzu „harte Aufgabe“: Ihre Antwort: Unsere Worte Minuten und Sekunde bilden den leichten Nachhall eines vor drei Jahrtausenden benutzten, auf der Grundzahl 60 beruhenden Ziffern-Systems. Die Sage verhält sich so: Die alten Babylonier hatten für die Zahlen von 1 bis 60 nicht weniger als 60 verschiedene geschaltete Zahlzeichen, sie bezeichneten dann, da sie ein Zeichen für Null nicht kannten, die Zahl 60 gerade wie 1, 120 wie 1, jedoch aus dem Zusammenhang erscheinen werden müßt, ob 1 oder die nächst höhere Einheit 60 gemeint war. Man schrieb also „8 mal 6 ist 1 und 4“, was zu lesen war „1 mal 60 und 4“. Bis babylonischen Astronomen, und ihnen folgend die griechischen Astronomen, vor allem Ptolemäus, pflegten mit den 60 Theilen der Einheit zu rechnen, was wegen der vielen Theile der Zahl 60 mancherlei Rechenverhältnisse bot. Den 60. Theil einer Stunde und eines Bogengrades nannten dann später die lateinischen Übersetzer des Ptolemäus „pars minuta prima“, d. h. „erster verminderter Theil“, und der sechzehnte Theil hierzu „pars minuta secunda“, d. h. „zweiter verminderter Theil.“ Im Laufe der Jahrhunderte ist dann pars minuta und secunda daraus geworden.